Mennonitische Rundschau

und Herold der Wahrheit.

Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind. [Preis $1.00 per Jahr.

26. Jahrgang. Elkhart, Ind., 17. Juni 1903. No. 25.

Erinnerungen eines Bibelkolporteurs.

Schon mehrfach wurde ich angeregt und habe auch angefangen Erinnerungen aus der Zeit meines Bibelkolportierens zu schreiben. Es kam aber immer nur zum Anfange. Mir kamen die Thaten der ersten Christengemeinden in den Sinn, wie viel diese gearbeitet, gewirkt und wie wenig sie geschrieben hatten, dagegen in unsrer Zeit kaum etwas geschieht, was nicht an die Oeffentlichkeit gebracht wird. Mir war nicht daran gelegen, meine unvollkommene Thätigkeit noch weiter als in den wöchentlichen Berichten, die jeder Kolporteur einsenden muß, bekannt zu geben. Es bleibt kaum aus, daß in solchen Berichten nicht auch das „eigene Wesen" sich bemerkbar macht; und eben deshalb legte ich die Feder wiederholt beiseite.

Vor kurzem trat wieder ein Bruder, dem die Thätigkeit unsrer mennonitischen Gemeinschaft im christlichen Gebiet am Herzen liegt, mit der Mahnung an mich, die in 13jähriger Wirksamkeit als Bibelkolporteur gesammelten Erfahrungen nicht mit mir in die Ewigkeit zu nehmen; da das hier in Amerika so ungünstig beurteilte russische Beamtenwesen durch manche Darlegung während langjähriger Beziehungen im ganzen nördlichen Rußland, Sibirien, Centralasien bis zur persischen und chinesischen Grenze in ein günstigeres Licht und auch gegen andere Konfessionen als die griechische Kirche mehr tolerant hingestellt werden dürfte.

Dieses schon, für die russische Behörden ein günstiges Wort einlegen zu können, genügte, mich zum Schreiben meiner Erinnerungen als Bibelkolporteur zu bestimmen; denn ich habe als Mennonit und nichtrussischer Unterthan während langjähriger Thätigkeit Schutz, Hilfe und mancherlei Vergünstigung erfahren dürfen. Um einigermaßen Zeit und Ordnung zu halten, will ich kurz mitteilen:

1. Wie ich Bibelkolporteur wurde.

Im Sommer 1875 erhielt ich Erlaubnis auf zwei Monate nach Rußland zu reisen, nahe Verwandte zu besuchen. Man wußte in der Gemeinde an der Wolga von meiner Thätigkeit in Deutschland, und erwartete denn die Bekanntschaft des Wein-Reisenden. Gewiß, es war ein rascher Wechsel, so aus dem Hotel- und Gesellschaftsleben plötzlich in die einsame Ansiedlung hinter der Wolga in der weiten Steppe im fernen Rußland. Doch mehrjähriges Getrenntsein von Mutter und Brüdern und tägliche Besuche bewirkten, daß die Zeit so leidlich verging. Doch nicht ohne Nutzen war die Zeit enteilt, in mir war die Frage laut geworden: „Was muß ich thun, daß ich selig werde!" — Und da ich in meiner bisherigen Stellung als Geschäftsreisender den endlichen Ruin des geistigen Lebens erkannte, war ich dem vielen Zureden, ganz in Rußland zu bleiben, nicht abgeneigt. Aber was im fremden Lande beginnen, wo alle Verhältnisse ganz anders sind wie im deutschen Heimatlande. — Ich fing Cichorienfabrikation an, aber die trockne Steppe eignete sich nicht für diese tiefgehende Wurzel. Mittlerweile war ich zur Gotteskindschaft durchgedrungen, und das Verlangen wurde in mir laut, mein Thun, mein Leben in den Dienst des Herrn zu stellen. — Wie, in welcher Arbeit — das war mir dunkel, ich fühlte aber den Drang darum zu bitten: „Weg hat er allerwegen." Mit freudiger Zuversicht kehrte ich jeden Tag von meinem einsamen Platz auf der Steppe, woselbst ich mit meinem Heiland im Gebet vereinigt war, heim, ich hatte die Erhörung meiner Bitte.

Während der Zeit geschah es, daß ein Kolporteur der britt. und ausländ. Bibelgesellschaft in unsre Ansiedlung kam. Bei einem Zusammentreffen sagte er mir, daß die Gesellschaft einen Kolporteur anstellen wollte, und da derselbe deutscher Sprache kundig und evangelischer Konfession sein müsse, habe die Gesellschaft an die Mennoniten gedacht, ob da ein gläubiger Bruder gewillt und geeignet sein möchte sich in den Dienst des Herrn zu stellen. — Ich fühlte, daß dieses der mir vom Herrn angewiesene Dienst sei. Mein natürliches Wesen sträubte sich gegen das Herumtragen mit Büchern, aber bald siegte die innere Stimme und der Drang des Geistes. Mir wars ich wäre schon angestellter Kolporteur und glaubte ich würde jeden Menschen überzeugen können, wie notwendig er das Bibelbuch habe, und daß jeder ein Exemplar kaufen müsse.

Ich meldete mich also schriftlich der Gesellschaft und erhielt bald Instruktionen und die nötigen Papiere nach deren Acceptieren durch Unterschrift auch die Anstellung erfolgte. Mit Neujahr von 1878—1879 war ich angestellter Kolporteur der englischen Bibelgesellschaft.

Da ich mit ganzem Herzen bei der Sache war, hatte ich besonders guten Erfolg, unter Deutschen sowohl wie unter Russen. Mit größter Bereitwilligkeit wurde durch den Gouverneur in Saratoff der Polizeimeister veranlaßt, mich mit den verschiedenen Quartaloffizieren und Unterbeamten bekannt zu machen, damit nicht irgend welcher Aufenthalt ꝛc. stattfinden könnte.

Das war nun wohl eine Arbeit, bei welcher der Körper zu Zeiten müde wurde und der Schweiß vom Haupte troff, wenn man mal den halben oder den ganzen Tag mit gefülltem Tornister an verschlossenen Häusern klopfte, oder doch nur wenige und kleinere Exemplare die Last nur wenig erleichterten. Aber, — welcher Gottesfriede erfüllte die Seele nach vollbrachtem Tagewerk, und wie wurde das Herz oft erquickt durch das lebenspendende kräftige Gottes Wort, welches mir doch mit der Zeit immer offener und teurer wurde! Auch an mir erfüllte sich das Wort: „Die auf den Herrn harren kriegen neue Kraft, daß sie ....laufen und nicht müde werden, daß sie wandeln und nicht matt werden!" Jes. 40, 31. Mit voller Büchertasche und frischer Glaubenszuversicht ging's am andern Tage wieder an die Arbeit, und — oft wie durch ein Wunder waren die Exemplare vergriffen und mußte die Tasche wiederholt mit frischen Büchern gefüllt werden. — Ja, es kam vor, daß die ganze Woche kleine Erfolge waren und der letzte Tag oder der letzte halbe Tag — (Am Sonnabend kolportierten wir nur bis Mittag, um am Nachmittage Abrechnung und Bericht für die Woche machen zu können), so reiche Verbreitung ergab, daß die fünf Tage gut entschädigt waren. Oft richtete sich der Erfolg nach der Stimmung, mit welcher man von Hause ausgegangen war; nach dem Vertrauen, welches man dem Herrn darbrachte und nach der Gewissenhaftigkeit, mit welcher man des Herrn Werk begann und trieb.

Da der Beginn meiner Kolportage in Saratoff war, welche Stadt bedeutende Dampfschiffverbindungen hat und die Verbreitung des Evangeliums eine gute Zeit an und auf den Dampfschiffen betrieben wurde, will ich erzählen, wie man

2. An den Anlegeplätzen der Dampfschiffe an der Wolga kolportiert.

Während der Sommermonate ist an den Ufern der Wolga, besonders an so bedeutenden Städten wie Saratoff, ein gar reges Leben und Treiben. Es sind eine Anzahl Gesellschaften, welche besonders für den Personenverkehr täglich ihre großen, zwei- bis dreistöckigen Dampfschiffe stromauf- und stromabwärts gehen haben. Außer den Anlegeplätzen für diese Riesendampfer für Personenverkehr, sind die Plätze für Getreide, Waren, Früchte, Holz und Steine ꝛc. ꝛc., so daß das Ende der Anlegeplätze für die Schiffahrt überhaupt kaum abzugehen oder abzusehen ist.

Mit jedem Personendampfer kommt eine Anzahl Passagiere an, und ebenso geht eine Anzahl weiter. Die ankommenden und abgehenden Warenschiffe bringen immer neues Personal an den Platz, ferner sind die angestellten Beamten und Arbeiter, die Lohnfuhr- und Frachtfuhrleute und viel neugierige und nichtsthuende Personen, so daß für die Verbreitung der Bibel und des Evangeliums sich hier ein großes Feld bietet.

Zu dem Beamtenpersonal gehört in erster Linie die Polizei! Da ist's nun ein gut Ding, daß man Gewissenshalber sich nicht fürchten braucht und auch, daß man sonst bekannt und nicht in Ungunsten bei den Per-

sonen steht, wenn man sozusagen täglich sich auf den Plätzen bewegt. Wie schon anfangs bemerkt, war ich durch den Gouverneur dem Polizeimeister und durch diesen mit den Offizieren und Polizisten bekannt gemacht worden; und so geschah es, daß — sei es aus Bekanntschaft oder aus Teilnahme und Interesse für die Sache, gerade durch Polizeibeamte recht oft Passagiere und andere Personen auf meine Testamente, Psalmen &c. aufmerksam gemacht wurden, ja daß Polizisten persönlich für mich Exemplare verkauft haben.

Außer den angeführten verschiedenen Berufsklassen, ist noch einfach vertreten, der Handelsstand. Es ist erklärlich, daß wo so viel Menschen zusammenkommen, sich ein ganzer Jahrmarkt von Verkäufern mit verschiedensten Artikeln dort aufgestellt. Eine Budenreihe reicht an die andere, Tische und Sitz- nebst Stehplätze von Handelsleuten ohne Zahl, aber niemand darf den Platz verlassen; der Bibelkolporteur, ich mit meinem Gefährten machten eine Ausnahme, wir gingen eben an jede Person, auch auf das Dampfschiff, um Bücher loszuwerden und wurden von niemand gehindert oder zurückgewiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Hingabe.

Römer 12.

Wirkliche Hingabe ist nicht ein Resultat von Anstrengung. Wenn sie uns Mühe kostet, so wird dadurch sofort klar, daß unsre Neigung eigentlich nach einer Richtung hingeht, der wir ohne Anstrengung folgen würden. Ach, wir alle kennen dies gar wohl. Ehe wir von neuem geboren waren und Gottes Geist in uns wohnte, kostete es uns keine Anstrengung zu sündigen. Es war uns natürlich, und wenn auch das Gewissen uns anklagen mochte, so war die Sünde doch unserm Gaumen süß, und wir waren durch sie beherrscht und vollführten sie ohne Anstrengung. Das Gesetz gebot völlige Hingabe an Gott; es sagte: „Du sollst lieben Jehovah, deinen Gott, mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft." (5. Mose 6, 5.) Aber die Gesinnung des Fleisches, des natürlichen Menschen, ist dem Gesetz Gottes nicht unterthan, denn sie vermag es auch nicht." (Röm. 8, 7.) Wenn aber auch das Fleisch noch in dem Gläubigen ist, so ist er selbst doch nicht mehr „im Fleische", sondern „im Geiste" und daher schuldig nicht „nach dem Fleische", sondern „nach dem Geiste" zu wandeln.

Wir lesen in unserm Abschnitt: „Ich ermahne euch nun, Brüder, durch die Erbarmungen Gottes, eure Leiber darzustellen als ein lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Schlachtopfer." Diese Hingabe wird also auch von uns gefordert, aber auf welchem Grund? Auf dem einzigen, der sie möglicherweise hervorbringen kann: auf dem der „Erbarmungen Gottes." Dies nimmt die Sache gänzlich aus dem Kreis des Gesetzes und stellt sie auf einen Boden, auf dem wir uns nie ihrer rühmen könnten, ja die Hingabe würde aufhören, eine solche zu sein, in dem Augenblick, da wir uns ihrer rühmen würden. Ich möchte hier die Erfahrung der Gläubigen sprechen lassen. Haben wir nicht immer gefunden, daß Hingabe in dem Maße in uns bewirkt wurde, als unsere Seelen ein Bewußtsein der Erbarmungen Gottes besaßen, nicht nur seiner täglichen Barmherzigkeit gegen uns, so groß und mannigfaltig diese auch ist, sondern der wunderbaren Erbarmung, die uns von dem gerechten Gericht über unsere Sünden errettet hat?

So sehr ich also zu Hingabe an Gott verpflichtet bin, so entspringt doch die Kraft dafür nicht dem Bewußtsein dessen, was ich für Gott sein sollte, sondern vielmehr dem, was er für mich ist und gethan hat. Und, liebe Mitchristen, ist es nicht so, daß, sobald unsere Seelen das Bewußtsein der Erbarmungen Gottes und die Freude darüber verlieren, allsobald auch die Dankbarkeit und Hingabe zu schwinden beginnt, welche Fortschritte wir auch sonst in der Erkenntnis der Wahrheit zu machen scheinen. Der Wandel mag äußerlich, wenigstens eine Zeit lang, keine Veränderung zeigen, aber die Frische ist hin und keine Anstrengung kann sie zurückbringen. Dann haben wir uns vor dem Herrn zu beugen mit dem Bekenntnis, daß wir die erste Liebe verlassen haben, und es ist gut, wenn wir dazu gebracht werden, denn durch Selbstgericht allein kann eine Wiederherstellung stattfinden, und wird das Thal Achor (Trübsal) zu einer Thür der Hoffnung. (Hos. 2, 14. 15.) Hingabe, überhaupt wahre Frömmigkeit kann durchaus nicht durch Forderungen von außen hervorgebracht werden, sondern nur durch ein tiefes Erfassen und innerliches Genießen der Erbarmungen Gottes.

Auf daß aber dies bei uns vorhanden sei, ist es nötig, daß wir uns beständig vom Worte Gottes nähren. Der Apostel sagt: „Ich ermahne euch nun." Warum dieses „nun?" Es bezieht sich auf alles Vorhergehende in jenem Briefe, in welchem uns die Erbarmungen Gottes dargestellt worden sind. Es kommt zuweilen vor, daß mit wenig Erkenntnis jener Wahrheiten viel Hingabe sich verbindet; doch ist dies sehr selten, denn diese Dinge stehen in Wechselwirkung zu einander. Wo Hingabe ist, da wächst auch die Erkenntnis, und wo die Erkenntnis auf richtige Weise zunimmt, nämlich indem Herz und Gewissen durch sie geübt werden, da werden auch in der Gottseligkeit Fortschritte gemacht. Aber ebenso wie für den Körper die fortgesetzte Thätigkeit ohne Nahrung unmöglich ist, so auch die Thätigkeit des christlichen Lebens ohne geistliche Nahrung. „Wer mich isset, wird leben meinetwegen," sind des Herrn eigne Worte. (Joh. 6,)

So hebt uns Gott praktischerweise heraus aus der Welt und ihrem Verderben, wie unsere Stelle weiter sagt: „Seid nicht gleichförmig dieser Welt, sondern werdet verwandelt durch die Erneuerung eures Sinnes." Dies ist ein wesentlicher Teil christlicher Hingabe. Gleichförmigkeit mit der Welt kann noch bestehen neben viel Thätigkeit und religiösem Eifer, nicht aber neben wirklicher Hingabe. Diese hat Ursprung und Quelle in der Gemeinschaft mit Gott, daher sie auch mehr oder weniger stets durch Gebrochenheit und Unterwürfigkeit des Willens sich kennzeichnet, denn wie könnte sonst „der gute und wohlgefällige und vollkommene Wille Gottes" geprüft werden? (Vers 2.) Wirkliche Hingabe ist immer gehorsam. Sie handelt durch Glauben und wartet auf das Wort von Gott. Der Weg eigenwilliger Christen muß oft durch Umstände eingeengt, und sie selbst durch Zaum und Zügel darauf gehalten werden. Wes „Bergungsort" aber der Herr ist, zu dem spricht er: „Mit meinem Auge will ich dir raten." (Psalm 32.) Ein Blick des Auges kann aber nur denjenigen leiten, dessen Wille gebeugt ist und der auf den Willen eines andern wartet. Wir müssen jedoch nicht meinen, Thätigkeit in christlicher Beziehung an und für sich sei Hingabe; nein, es giebt leider viel Thätigkeit, welche dies gar nicht ist. Hingabe haben wir, wenn wir unsere Leiber Gott darstellen, nicht etwa nur unser Geld (obschon wir auch dies thun werden je nach Vermögen und auch in dieser Beziehung verantwortlich sind), sondern uns selbst. Dies ist der Prüfstein für die Wirklichkeit unserer Hingabe. Was thue ich mit meinem Leib? Stelle ich ihn Gott dar als lebendiges Schlachtopfer? Wir können nicht Gott dienen und dem Mammon. Das letztere ist moralische Erniedrigung und Götzendienst, und kann nicht mit dem zusammengehen, was allein des Christen „vernünftiger Dienst" ist, nämlich dem Dienste Gottes.

Von dem Einfluß, dem wir uns überlassen, hängt für unser ganzes Leben unendlich viel ab. Die Welt um uns her wird uns sicher beeinflussen, wenn wir nicht durch die Macht geleitet werden, die über sie erhaben ist. Ohne dies giebt es kein Entrinnen vor ihr. Wir sind beständig unter äußerer Einwirkung: unsere tägliche Umgebung, Beschäftigung, die Gesellschaft, die wir wählen, die Bücher und Schriften, die wir lesen, alles dies übt seinen Einfluß auf uns aus, und Satan, der Feind unserer Seelen, ist immer geschäftig, unsere schwache Seite zu entdecken, und uns durch das zu verführen, wofür wir am zugänglichsten sind. Es ist daher nötig, daß wir uns aufs sorgfältigste prüfen, und uns Rechenschaft geben über jeden Einfluß, dem wir eine Wirkung auf uns erlauben. Laßt uns daher, wenn irgend etwas uns in der Nachfolge Christi aufhalten will, es abhauen und von uns werfen, koste es auch, was es wolle! So werden wir freier sein, all die Früchte des christlichen Lebens hervorzubringen, denen nachzustreben, wie die übrigen Verse unseres Kapitals zeigen, unser kostbares Vorrecht ist. (Ausgewählt.)

Vereinigte Staaten.

Kansas.

Buhler, den 1. Mai 1903. Werte „Rundschau"! Durch den vielen Regen, den wir hier fast jeden Tag des Monats Mai gehabt haben, und besonders durch den schweren Regenguß, den wir am 28. hatten, ist hier der kleine Arkansas aus seinen Ufern getreten und hat die niedriggelegenen Gegenden an diesem Flusse mit einer Ueberschwemmung heimgesucht. Wir wohnen etwa ½ Meile vom Flusse entfernt. Als er anfing an ein paar Stellen überzufließen, verließen wir unser Haus, nachdem wir Geräte und Kleidungsstücke auf Stühle, Tisch und Bettstelle aufgestapelt hatten. In der Eile war jedoch vieles vergessen worden. Glücklicherweise hatte diese Höhe zugereicht, um manche Sachen vom Verderben zu retten. Das Wasser hatte in den Stuben die Höhe von 11 Zoll erreicht. Zwei Nächte waren wir in dem Hause des Nachbars Johann Franz, dessen Wohnung zwar näher am Flusse, aber höher gelegen ist. Am 31. Mai, dem ersten Pfingstfeiertage, kehrten wir wieder in unsere Wohnung zurück. Da fanden wir denn eine schöne Bescherung. Das Pflaster, welches nur aus Lehm aufgetragen, hatte sich von den Wänden,

soweit das Wasser gereicht, losgelöst und war über den ganzen Fußboden verschwemmt. Dazu war die Oelflasche, indem sie vom Wasser, vom Fußboden losgehoben worden war, umgefallen und hatte ihren Inhalt hinzugefügt. Die Wäsche auf dem untersten Brette des Schrankes hatte das Wasser auch erreicht.

Dieses alles ist ja mit der Zeit zu vergessen, aber als ich einen Blick nach unserem Gemüse- und Kartoffelfelde warf, welches uns neben unserem Gebrauch wohl noch eine kleine Nebeneinnahme zu geben versprach, da überfiel mich auf einen Augenblick der Gedanke, die ganze Ueberschwemmung habe meinem Kartoffelfelde gegolten. Von den vielen Strömen hatte sich auch einer über das Feld Bahn gebrochen und nicht nur die Kartoffelstauden weggetrieben, sondern einer wilden Furie gleich auch tiefe Löcher ausgerissen. Der Platz ist nie mehr zum Kartoffelfelde zu gebrauchen. Wer es nicht gesehen, der kann es kaum glauben.

Durch den vielen Regen sind die niedrigen Stellen in den Getreidefeldern zu ganzen Seen geworden. Auch die Ueberschwemmung hat manches Weizenfeld unter Wasser gesetzt. Abgesehen davon sehen die Felder, mit etlichen Ausnahmen, wo die Hessenfliege Schaden anrichtet, vielversprechend aus. Etliche Kornfelder sind des nassen Bodens halber noch nicht bepflanzt worden, andere müssen aufs neue bepflanzt werden, weil das Korn entweder ausgefault oder vom Wasser untergespült worden ist. Dieses sage ich am meisten in Bezug auf sandiges Land. Der Boden ist so durchgeweicht, daß die Pferde stellenweise bis an das Knie einsinken. Das Wetter ist noch immer trübe und regnerisch und man frägt sich: „Wann werden wir endlich einmal schönes Wetter bekommen?"

Peter L. Ratzlaff.

Goessel, den 5. Juni 1903. Werte „Rundschau"! Da der „Beobachter" in No. 22 nicht seine Adresse angiebt, so ist es nicht außer Ordnung, wenn man durch die „Rundschau" schreibt. Sind es doch merkwürdige Aeußerungen, die er da ausspricht, mit den Worten: „Wir können eben nicht stillestehen (denn stillestehen heißt zurückgehen), und die Zeit an uns vorüberrollen sehen. Wir müssen mit. Ob nun Formenchristentum oder Großmütterchens Ansichten sich dagegen streuben, ist ganz egal, wir gehen mit dem Strudel der Zeit mit." Das scheint mir viel gesagt zu sein. Glaube, wir thun auch noch gut auf Großmütterchens Ansichten zu achten, besonders wenn sie uns was von Wichtigkeit zu sagen hat, wenn sie uns z. B. das Lied von Gregor Richter vorsagt, welches wie folgt lautet:

„Steh doch, Seele, steh doch stille,
Und besinn' dich, wo du bist.
Denke doch, wo dich dein Wille,
Der sogar im Eiteln ist,
Der sogar klebt an der Erde,
Endlich hin verleiten werde.

Weißt du denn, wo du hinrennest,
Warum du dir Mühe machst?
Ist es etwas, das du kennest,
Oder das du recht betrachtest,
Darum du, es zu gewinnen,
Stetig kehrest dein Beginnen?

Ehr' ist Rauch, willst du den fangen?
Gold ist nichts, denn rote Erde.
Trägst du darnach ein Verlangen?
Lust ist ganz und gar nichts wert,
Die das Herz zum Eiteln neiget,
Und nur lauter Thorheit zeuget.

Willst du sie so teuer kaufen,
Mit Verlust der Himmelsfreude?
Laß doch, laß die Welt doch laufen
In der schnöden Eitelkeit!
Schwing dich, Seele, von der Erde;
Soll dir doch der Himmel werden.

Laß der Welt den Dampf der Ehre;
Gönn' ihr doch, daß sie ihr Gold
Mit unrechtem Gut vermehre;
Laß sie sein den Freuden hold,
Die ein'n Augenblick erfreu'n,
Und gebären ew'ges Reu'n.

Achte dich nicht so geringe,
Du bist viel zu gut dazu,
Daß dir sollten solche Dinge
Nehmen des Gemütes Ruh'.
Willst du an der Erde kleben,
Kannst du nicht im Himmel leben.

Willst du dich in Kot versenken?
Du bist ja zum Reich erkohr'n.
Willst du dich zu Gott nicht lenken?
Der dir hat so oft geschwor'n:
So du dich nur willst bekehren,
Soll die Freude ewig währen.

Christus reicht dir selbst die Hände;
Seele lauf, im Glauben lauf!
Dahin die Gedanken wende,
Schwing dich fröhlich zu ihm auf.
Wirst du den Erlöser sehen,
So wird dir erst wohl geschehen.

Wirf doch hin, was dich beschweret;
Christus will dein eigen sein,
Der sich gnädig zu dir kehret,
Und dich lässet zu sich ein.
Freundlich will er den umfangen,
Der nach ihm nur trägt Verlangen.

O so hilf, du höchste Stärke!
Und mein Herz so rüste zu,
Daß ich deine Kraft bemerke,
Daß ich deinen Willen thu',
Daß ich dich allein betrachte,
Und das Irdische verachte.

Hilfst du nicht, so ist's geschehen;
Niemand ohn' dich helfen wird.
Gieb Herr, daß ich dich mag sehen,
Daß ich sprech: O treuer Hirt!
Niemand wird von dir verlassen,
Der dich will im Glauben fassen.

Wer so einer großmütterlichen Ermahnung Gehör geben wird, der wird auch über das Formchristentum, das die Evangelisten und Apostel von Christum gelehret haben, nicht so leicht hinweggehen, sondern wird etwas stillstehen und Vergleiche anstellen, das heißt, wenn er an Christi Lehren noch was hat. Den Jüngern waren Christi Worte, Worte des ewigen Lebens, und wem sie es noch sind, der wird wahrscheinlich nicht wünschen als Vertreter im Parlament zu sein, sondern wird wünschen, davon gnädigst verschont zu bleiben, mit dem Bewußtsein, daß Christus doch nur vor Pilatus schweigend gestanden. Der Christgläubige Mann geht gewöhnlich nur dann zur weltlichen Obrigkeit, wenn er absolut muß, und dankt Gott dafür, wenn er es nicht braucht, wenn er ein ruhiges stilles Leben führen kann.

Grüßend,

Kornelius Unruh.

Nebraska.

Jansen, den 5. Juni 1903. Werte „Rundschau"! Eine wichtige Zeit hatten wir ausgangs Mai und anfangs Juni: Regen und wieder Regen, so daß Farmer, die hier schon 30 Jahre gewohnt, sich nicht erinnern von so viel Regen und so hohem Wasser in den Flüssen. Einem Farmer an der Cubcreek sind 11 fette Schweine umgekommen, die durchschnittlich etwas über 300 Pfd. wogen und über 100 Hühner. Auf Stellen an dieser Creek ist das Wasser in Häuser und Keller gedrungen, und die Bewohner mußten ausziehen.

Die Züge der Rock Island Bahn stehen still, viel Schaden hat die Company erlitten. In Fairbury ist die Eisenbahn-Brücke über den Blue River drei Fuß gesunken und in acht Tagen kein Zug über gefahren. Es giebt der Bahn-Company ungeheure Kosten.

Und wie sieht's mit den Früchten? Korn ist noch nicht alles gepflanzt und das Gepflanzte steht auf vielen Stellen unter Wasser. Was auf ist, sieht gelb aus. Das Unkraut wächst stark, schon bei zwei Wochen hat der Farmer im Felde nichts beginnen können; heute scheint die Sonne, doch kann es sich auch wieder ändern.

Den 2. Juni hatte Abraham Koop, Texas, mit der Witwe Maria Reimer, im Hause der Geschwister J. Ennsen Hochzeit. Es waren noch ziemlich viele Gäste da, bei allem Regen und sehr schlechtem Weg. Koopen gedenken jetzt nach Texas zu gehen, später aber hier zu wohnen, da sie hier eine gute achzigacre Farm hat.

Die Frau des H. A. Friesen hat sich in Fairbury operieren lassen, und wohl mit gutem Erfolg. Sie wird wohl in zwei Wochen heimkommen können.

Peter A. Wiebe, Lehigh, Kans., der hier auf Besuch war, fuhr in Gemeinschaft mit C. Pletten, ebenfalls von Lehigh, den 28. Mai heim. Sie mußten über Topeka fahren, und sind den 30. heimgekommen, noch vor der großen Wasserflut, die sich über Topeka und Umgegend ergoß.

In dieser Zeit habe ich oft an den 50. Psalm gedacht: „Gott der Herr, der Mächtige, redet und ruft der Welt vom Aufgang bis zum Niedergang." Eine ernste Sprache hat der mächtige Gott in letzter Zeit geredet durch Wasser, Feuer, Blitz und Erdbeben. Gott, der Mächtige, redet! Man denkt unwillkürlich an die Sündflut, wenn wir mal in acht Tagen die Sonne nicht sehen oder wenn wir lesen, daß in einer Nacht 15 Zoll Regen fiel. Und die großen Erderschütterungen auf vielen Stellen in der Welt, Vesuv-Ausbrüche, Arbeiter-Unruhen, sind alles Zeichen, der letzten Zeit. Gott der Herr, der Mächtige, redet.

Grüßend,

Peter Fast.

Lushton, den 1. Juni 1903. Lieber Editor! Wir haben beinahe jeden Tag Regen, so daß die Leute am Kornpflanzen sehr verhindert werden. Wenn es lange so bleibt, dann wird es nicht viel Korn geben. Etliches steht unter Wasser. Der Winterweizen steht ziemlich gut, die Leute hoffen auf eine gute Ernte, wenn es nicht zu viel regnet. Ueber eine Woche zurück hatten wir einen ziemlich großen Sturm, der auch noch Schaden anrichtete. A. Peters Windpumpe bließ er um und in der Stadt York hat er auch Schaden angerichtet. Das Wetter ist jetzt ziemlich kühl.

Peter Pankratz baut sich ein neues Haus. Aeltester P. Friesen hat sein Haus schon fertig. Dies Jahr wird viel gebaut. Holz haben die Lumber-Companien auch genug.

Letzten Monat fuhr J. Mirrau nach Saskatchewan, Canada. Heute ist ein Tauffest in der Bethesda-Gemeinde, nördlich von Henderson.

Frucht wird's nicht viel geben, nur Aepfel und Kirschen ein wenig.

Grüßend,

Korr.

Milford, den 2. Juni 1903. Lieber Editor! Will versuchen zu berichten, wie es bei uns hier in Nebraska geht. Fast alles, was man schon seit drei Wochen sagen kann, ist Regen, Regen, Regen, mit Ausnahme einiger Tage des Sonnenscheins, so daß die Feldarbeit fast ganz eingestellt worden ist. Das meiste Korn war schon vor dem vielen Regen gepflanzt. Es ist aber jetzt noch ein Teil zu pflanzen. Weizen, Roggen und Hafer sehen schön aus. Der Weizen bekommt starke Aehren, und wenn der Herr noch

ferner seinen Segen schenkt, wird es eine gute Ernte geben.

Die Gesundheit ist im allgemeinen eine ziemlich gute zu nennen, doch mit einigen Ausnahmen: Aeltester Joseph Schlegel konnte einige Zeit das Haus nicht verlassen wegen Rheumatismus, war aber letzten Sonntag wieder in der Gemeinde; was er schon ungefähr seit acht Wochen nicht mehr konnte.

Br. Christ Roth hat auch fast den ganzen Winter hindurch gedoktert für Herz- und Magenleiden. Drei Wochen zurück hat ihn der Schlag getroffen und hat ihm die ganze rechte Seite gelähmt, so daß er sich nicht mehr helfen konnte und war auch der Sprache beraubt. Er ist nun aber wieder etwas besser, kann auch wieder sprechen und auch mit der Hilfe Gottes wieder gesund werden.

Hiob sagt: „Der Mensch vom Weibe geboren lebt kurze Zeit und ist voll Unruh." Krankheit und Schmerzen, wie auch noch viele andere Widerwärtigkeiten begegnen uns auf dem Lebenswege. Es giebt aber auch noch andere Widerwärtigkeiten zu überwinden, nämlich die Welt, die viele Christen träge macht in ihrem Beruf als Nachfolger Jesu und mit der Welt laufen in viele thörichte und schädliche Vergnügungen und alles noch unter dem Deckmantel von Christentum. Ist es nicht hohe Zeit aufzuwachen, einmal recht nichtern zu werden und uns selbst zu fragen, wem wir in Wahrheit dienen?

Br. Reßler, bekleidet von Br. Daniel Burkhart von Adams Co., Neb., hat uns den 26. Mai einen sehr angenehmen Besuch abgestattet. Es war aber sehr schade, daß er nur eine Ansprache halten konnte wegen dem schweren Gewitterregen. Seine Ansprache war sehr interessant für alle, die sich versammelt hatten. Möge der Herr alle seine Reden segnen.

Unsere S. S. wird gut besucht, und wie es scheint, wird ein großes Interesse an der Reichssache Gottes genommen. Möge der Herr Jesus unser aller Leiter und Führer sein ist der Wunsch des Schreibers.

Alle Leser freundlich grüßend,

D. Bender.

Oklahoma.

Korn, den 30. Mai 1903. Lieber Editor! Wir haben hier viel Regen und große Stürme. Den 23. Mai wütete ein schrecklicher Sturm, hat auf mehreren Stellen Schaden angerichtet, bei mir den Weizenspeicher weggerollt, und besonders meine Bäume im Garten sehr zerbrochen, große Aprikosenbäume (voller Frucht), ebenso mehrere Pfirsichbäume und den Weingarten ziemlich vernichtet. Es fiel ein großer Regen mit Hagel, doch hat der Hagel, so viel ich erfahren, nicht viel Weizenfelder vernichtet. Den 28. Mai war wieder großer Donner, auch ein Cyclone war in der Luft, stieß hin und wieder auf die Erde, habe aber noch nicht von viel Schaden gehört. Große Stücke Hagel wie Mannes Faust sind gefallen, bei uns aber nur wenig. Der Weizen geht heute wie Meereswogen vom Sturm getrieben hin und her. Gesund sind wir, so viel ich weiß, auch in der Umgebung.

Bitte jetzt zu beachten, daß meine Adresse nicht mehr Shelly, sondern Korn, Okla., ist; auch in Rußland möchten meine Freunde und Geschwister sich dies merken. Wo Johann Wiebe (Uhrmacher), Padolsk (Guberne, Samara), geblieben ist, weiß ich nicht. Bitte, schreibt mir Briefe.

Jacob Funk.

Minnesota.

Mountain Lake, den 5. Juni 1903. Werte „Rundschau"! Nachdem wir dieses Frühjahr recht viel Regen gehabt, ist jetzt seit zwei Wochen sehr schönes Wetter, und die ganze Natur sieht prachtvoll aus. Die Feldfrüchte, wo es nicht zu niedrig ist, stehen vielversprechend da, auch Obst, scheint es, wird es recht viel geben. Wenn man von andern Gegenden hört, wie sie z. B. im Süden viel mehr Regen gehabt haben, und die Ernte sehr beschädigt und auch das Obst durch Frost vernichtet worden ist, so sind wir hier doch wieder die „Bevorzugten" und sollten recht dankbar sein, und nicht noch murren.

Corn. C. Hiebert samt Gattin weilen gegenwärtig in Saskatchewan bei Eltern und Geschwistern auf Besuch, ebenso auch die bessere Hälften von Jacob Voth und Cornelius Goertzen. Infolgedessen müssen letztere beide Ehemänner ein dreiwöchentliches Strohwitwerleben führen. Auch Isaac J. Entz fuhr unlängst dorthin auf Besuch.

Heinrich Goertzen und Gattin, in Gesellschaft mit Frau Corn. Goossen, fuhren am 2. d. M. nach Langdon, N. D., auf Besuch zu ihren Kindern.

Die kranke Tochter von Abr. Ewerts liegt noch immer hilflos darnieder, ungefähr schon seit sechs Monaten, und nach ärztlicher Aussage ist keine Hoffnung auf Besserwerden vorhanden. Auch die alte Großmama Wiens, bei N. C. Hieberts, liegt sozusagen, in den letzten Zügen und wartet auf ihres Leibes Erlösung.

Aeltester Heinrich Voth fuhr den 1. Juni nach Saskatchewan, um daselbst einen Monat in dem Weinberg des Herrn thätig zu sein; seine Gattin begleitete ihn bis Winkler, Man., um ihre Kinder, P. H. Neufelds, daselbst zu besuchen.

Aelt. Isaac Peters, von Henderson, Neb., weilt jetzt hier bei Freunden auf Besuch.

Die alte Großmutter, Witwe Jacob Harms, leidet jetzt wieder sehr an ihrer Krankheit, nämlich an Gesichtsneuralgie, die jedem ärztlichen Rat trotz bietet. Selbst die Operation, der sie sich vor zwei Jahren unterzog, war auf die Dauer nicht heilbringend. Der Herr tröste sie in der Not.

Als am Pfingstsonntag Johann Unruhs zum Gottesdienst gefahren waren, ereignete sich in ihrem Hause ein sehr trauriger Fall, indem nämlich ihre alte Mutter, Witwe Abr. Wiebe, sich mittels eines Strickes das Leben nahm. Vor einem halben Jahr hatte sie einen Schlaganfall, und seitdem war sie leidend, doch in letzter Zeit soweit hergestellt, daß sie schon wieder umherging. Was sie nun zu dieser That getrieben, ist unbekannt. Mittwoch, den 4., wurde sie vom Hause ihrer Kinder aus begraben.

Korr.

Norddakota.

Moscow, Cavalier Co., den 27. Mai 1903. Werte „Rundschau"! Dieweil Du in alle Welt gehst, so bitte ich Freunden und Bekannten unsere Adresse bekannt zu machen. Die wird von jetzt an Langdon anstatt Moscow sein. Unterzeichnete bitten, alle Bätter und Briefe nach Langdon, Norddakota, zu adressieren.

Heinrich P. Janzen,
Peter C. Bergen,
Heinrich Letkeman,
Euer Leser
Heinrich P. Janzen.

Canada.

Saskatchewan.

Osler, den 22. Mai 1903. Werte „Rundschau"! Es war hier schon ziemlich trocken, doch heute giebt uns der Herr Regen vom Nordosten. Es ist kühl. Die alten Felder sind schon schön grün; auf dem neuen Land wird noch immer zu gesät. Hafer und Flachs bis im Juni. Ich habe guten Hafer gesehen, der den 10. Juni gesät war. Nun, es ist hier dieses Frühjahr oft ziemlich kühl, auch hat es nachts im Mai noch gefroren; hat auch einoder zweimal geschneit, doch das meinte nicht viel. Aber von solchem Wetter, wie ich in der „Rundschau" von Dakota und Nebraska lese, solchen canadischen Schneesturm wie der Korr. von Henderson sagt, haben wir hier beim Nordpol nicht gehabt. Es war auch kalt; aber es ist ein Wunder, es hat dort gerade so gefroren wie hier, doch es war hier so bei zwei Tage auch am Tag ziemlich kühl. Ich weiß nicht, ob es hier sollte mehr als 10 Grad F. Frost gewesen sein. Wir müssen aber sagen: Das regiert der so, der alles erschaffen hat.

Wer hier erst genug Pflügland und ein Haus gebaut, der hat es hier gut, nicht so schwer als es auf Plätzen ist, auch nicht so heiß, doch es wurde uns jetzt schon einigemal zu heiß hier im Nordwesten. Es war schon 87 Grad F., aber wir wohnen jetzt noch alle in shanties, wo das Holz so ausgetrocknet ist, daß man hindurchsehen kann, und wenn dann solche kühle Tage kommen, dann hat man gerne Feuer im Ofen. Und daß hier in Saskatchewan kein Wind ist, das braucht man nicht zu glauben, aber von Stürmen, wie wir sie in Dakota gewöhnt waren, kann ich noch nicht sagen. Ich glaube, wo nicht Wind ist, da ist es auch nicht gut. Wind bringt uns oft Regen.

Nun, die großen Mücken, wofür die Leute in Dakota so bang haben, beißen auch dort jetzt wohl schon schlimmer als bei uns hier. Ich weiß nicht, ob es hier viel anders ist als in Süddakota. Dort ist es ja im Frühjahr auch so, einen Tag heiß und den andern kalt. Uebrigens werde ich erst um ein Jahr von Saskatchewan sagen, wie es mir so recht gefällt. Jetzt bin ich noch zufrieden. Etwas zuviel Steine habe ich auf meinem Land; einer hat keine und der andere hat zu viel.

Wir bekommen hier auch eine neue Bahn durch diesen Sommer. Die Stadt kommt fünf Meilen ab. Osler ist 12 Meilen entfernt und Saskatoon 16 Meilen. In Saskatoon ist die Butter 25 Cts. das Pfd., die Eier 15 Cts. das Dutzend, Kartoffel $1, Weizen 57 Cts., Hafer von 40—50 Cts. das Bu.

Ich habe unlängst bei 100 Zelte gezählt in Saskatoon. Die Einwanderung ist sehr groß.

Ich habe Deinen lieben Brief bekommen H. R. Unruh, S. D., und auch Deinen lieben Brief, David Jantz, Ind., sage Dank. Von den Eltern kann ich nicht viel sagen, sie sind 20 Meilen ab. Die Mutter habe ich hier schon einmal gesehen. Br. David ist jetzt bei ihr, sie haben sich ein Haus gerentet auf ein Jahr.

Noch einen Gruß an den Editor und alle lieben Freunde, wo immer Ihr alle seid.

Fred B. Lütke.

Manitoba.

Morden, den 8. Juni 1903. Da ich seit längerer Zeit die „Rundschau" gelesen habe und mich die bisher geschriebenen Artikel ziemlich interessierten, so fühle ich mich gedrungen, auch etwas zu schreiben. Besonders habe ich bemerkt, daß es immer verschiedene Meinungen giebt, was auch noch immer so gewesen ist und auch wohl so bleiben wird. Daher glaube ich sicher, es ist gut, wenn Leute ihre Meinungen in Liebe untereinander austauschen. Ich habe eine Zeit lang die Artikel verfolgt und manche gute Lehre aus denselben ziehen dürfen. Auch dem Artikel von Freund Peter Goossen, Rußland, über 1. Petr. 3, 3. 4, stimme ich ziemlich bei. Eine genaue Grenze zu ziehen, z. B. im Kleider-Tragen ist wohl ziemlich schwer, aber wie Freund Goossen schon schrieb, ein Kind Gottes würde eine Grenze haben, glaube ich auch. Der Mensch kann schön anständig gekleidet sein, aber einfach, ohne viel unnützen Ausputz zu machen. Uebrigens geht es mir auch so wie Freund Goossen schreibt, die Auferstehung der Gerechten und das Friedensreich ist mir wichtiger.

Ich möchte die Leser der „Rundschau" bitten, mal über folgende Schriftstellen zu schreiben: 1. Kor. 15, 20—25; Matth. 24, 31; Luk. 14, 14; 2. Tim. 4, 6—8; 1. Thess. 4, 13—18. Besonders möchte ich Freund Peter Goossen bitten, hierüber seine Meinung zu schreiben. Ich möchte gerne von verschiedenen hören. Laßt uns nur alles prüfen und das Gute behalten. Kann jemand uns laut Gottes Wort überführen, so wollen wir's glauben. Gottes Wort ist Wahrheit und bleibt Wahrheit. Jesus sagt: „Suchet in der Schrift."

Allen Lesern Gottes reichen Segen wünschend, zeichnet grüßend,

F. J. Gertzen.

Steinbach, den 1. Juni 1903. Werte „Rundschau"! Da der l. Editor schon in einer Nummer des Blattes vor Einschlafen warnte, so will auch ich wieder von hier einen kurzen Bericht einsenden.

Wir, hier im Norden, können uns jetzt des schönsten Sommers erfreuen, sind sogar noch von den Schneestürmen verschont geblieben, welche Ende April im Süden auf Stellen Schaden anrichteten. Die Bäume stehen voller Laub. Das Erdreich deckt seinen Staub mit einem grünen Kleide.

Der Gesundheitszustand ist zur Zeit nicht aufs beste. Besonders leidend sind hier im Dorfe die Frau des Peter W. Töws, schon seid dem Frühjahr, und A. R. Friesen an Lungenkrankheit.

Auch kam hier eine große Familie aus Rußland an, nämlich Benjamin Jantzens. Sie ist eine Penners Tochter aus Friedensfeld stammend, er ist ein Prediger der M. B.-Gemeinde und hilft hier auch am Netze des Evangeliums ziehen. Er predigt jeden Sonntag zweimal in der Walls Kirche, vormittags und abends. Ja, die Ernte ist groß, könnte die Christenheit mehr gemeinsam ans Werk der Rettung gehen.

Auch kam Peter J. Friesen mit Familie von Jansen, Nebr., hierher. Er reiste auch nach Didsbury, Alberta, Land zu besehen, aber es scheint ihm dort nicht zu gefallen und wird das Hinziehen wohl einstellen. Er sieht sich jetzt hier in der Ostreserve nach Land um. Sollte er dort im Nordwesten auch zu viel Schnee im Sommer gesehen haben!

Mit Gruß an Freunde hüben und drüben,

Heinrich Kornelsen.

Steinbach, den 4. Juni 1903. Werter Editor! Vor ungefähr fünf oder sechs Jahren war meine Mutter krank an der Wassersucht. Da wurde ihr der Rat erteilt, sich an einen Doktor Namens Holleman (wenn ich recht bin) in Ohio oder Pennsylvanien zu wenden. Könnte vielleicht jemand von den Rundschaulesern die Adresse dieses Doktors ausfindig machen und dieselbe durch die „Rdsch." bekannt machen? Meinen besten Dank im voraus.

Korr.

Rußland.

Sipai, den 8. Mai 1903. Werter Editor! Weil die „Rundschau" ein Bote ist, welcher in so viele Häuser einkehrt, so möchte ich derselben eine Trauerbotschaft mit auf den Weg geben, mit der Bitte, dieselbe zu allen unsern Freunden, Verwandten und Bekannten zu tragen, sowohl hier in Rußland wie auch in Amerika. Es hat unserm lieben himmlischen Vater gefallen, unsere innigst geliebte Tochter Anna in einem Alter von beinahe 18 Jahren durch einen sanften Tod von ihrem Leiden zu erlösen, und sie dorthin zu nehmen wo kein Schmerz mehr ist, und wo auch kein Wehklagen mehr sein wird. Es ist dort eine Ruhe bereitet, welche den Kindern Gottes beschieden ist. Unser Trost ist, das unsere Tochter im wahren Glauben an Christum dem Tode entgegenging mit dem Bekenntnis, daß sie nach Hause zu ihrem Heiland gehe, und es ist eigentlich auch kein Sterben, sondern ein Durchgang zum Leben. Sie starb den 10. April. Das Begräbnis fand in unserm Schulhause statt, wozu sich auch viele liebe Freunde einfanden. Die Teilnahme der vielen Freunden war ein Zeichen der Liebe zu uns, wofür wir allen recht dankbar sind.

In No. 5 der „Rundschau" war ein Aufsatz von meinem Schwager Gerhard Hein, welcher ein Bruder meiner Frau ist, auch wohnen dort in Amerika Abraham Krahnen. Frau Krahn ist eine Schwester meiner Frau, welche eine geborene Gerh. Hein ist. Ferner habe ich dort Vetter und Nichten, vielleicht auch noch Onkel und Tanten, weiß aber nicht wo sie wohnen und auch nicht ihre Adressen. Allen, die sich unserer erinnern, diene zur Nachricht, daß wir in Ostrußland im Gouvernement Orenburg wohnen, und daß wir gegenwärtig uns einer ziemlich guten Gesundheit erfreuen dürfen. Dem Herrn sei Dank dafür.

Die Saatzeit haben wir schon seit dem 28. April beendigt, und jetzt regnet es beinahe alle Tage. Es sieht sehr fruchtbar aus, aber der wilde Hafer nimmt auch überhand; es bleibt uns hier immer noch so manches zu wünschen übrig, und wenn ich die „Rundschau" bekomme und lese, so finde ich, daß in allen Weltteilen so manches zu wünschen übrig bleibt.

Ich bitte alle Freunde, Bekannte und Geschwister, an uns zu schreiben und uns ihre Adressen zu schicken.

Allen Freunden und Bekannten und auch dem Editor einen herzlichen Gruß, und besonders dem Editor zu seinem Beruf Gottes Beistand wünschend, verbleiben wir in Liebe Eure

Peter und Anna Schmidt.

Unsere Adresse ist:

Peter Abr. Schmidt,
Station Pokrowskoe, Orenburger Gouvernement, Kol. Sipai.

Der Versucher in der Kirche.

Ein Gleichnis.

Ein Mann ist eines Sonntags Morgens, da er sich zur Kirche begiebt, sehr überrascht, den Teufel auf demselben Wege zu finden. „Was thust denn Du da?" fragte der Mann sehr erstaunt. „Warum sollt' ich nicht auch dabei sein dürfen?" war die Antwort, „wenn man gegen mich betet und predigt? Wer soll mich verteidigen, wenn ich es nicht selber thue?" „Und wie machst Du das?" fragte der Kirchgänger. „O, es giebt tausend Mittel und Wege! Siehst Du, ich stelle mich vor allen Dingen am Sonntag Morgen zeitig in den Häusern ein, in denen sich die Leute zum Kirchgang rüsten. Und da sage ich Dir: ein kleiner Zwist, oder ein widerspenstiger, allzu steifer Hemdkragen, ein abgesprungener Knopf, ein verlorener Handschuh — das ist's, was mich freut — da kriege ich die Leute am besten in die rechte Stimmung, wie ich sie für meine Absicht gern habe. Für solche dagegen, welche in gesammelter Stimmung in der Kirche erscheinen, habe ich noch andere Mittel parat. Siehst Du das Mädchen dort? Ich darf ihre Augen nur auf die Hüte und Mäntel ihrer Nachbarinnen richten, so ist ihre Aufmerksamkeit gefangen und die Predigt geht ihr über den Kopf weg. Dort siehst Du etliche junge Herren. Ob sie nicht auf etliche Kirchgängerinnen Blick und Gedanken die ganze Zeit gerichtet haben? Auch werde ich dafür sorgen, daß sie sich an einem ungeschickten Ausdruck des Predigers oder an einem Formfehler stoßen, und wenn sie zur Kirche hinausgehen, so wissen sie nur eins, nämlich, daß der Prediger heute einen recht schwachen Tag gehabt habe. Da ist eine kleine blasse Dame, die vor nichts größere Angst hat, als wenn es in der Kirche — zieht; sie fürchtet sich entsetzlich vor Erkältungen. Ich werde ihr die Meinung beibringen, es ziehe, und sie wird die ganze Predigt hindurch an nichts anderes als an den Zug denken. — Die beiden Geschäftsleute da drunten werden in ihren Gedanken während des ganzen Gottesdienstes nicht von den beiden Nachrichten loskommen, die sie unmittelbar vorher in der Zeitung gelesen haben. — Weiter hinten sitzt eine gute Kindermutter und denkt an ihre Kleinen daheim; in dieser werde ich eine Unruhe erregen, ob nicht ihr kleinstes Pflänzlein während der Kirche zur Wiege herausfallen werde, weil sie es dem Kindermädchen nicht vor dem Gehen noch besonders eingeschärft, alle Vorsicht anzuwenden. — Und sieh' dort sind zwei so recht ehrbare Bürgersleute, mit denen habe ich es am leichtesten. Denen bringe ich bei, daß die Sünden, gegen welche der Prediger besonders eifert, irgend einen von ihren Bekannten angehen. Da denkt der Friedrich an den Jakob, und der Jakob denkt an den Friedrich, und beide gehen sehr befriedigt von der Kirche nach Hause. Kann ich aber einem Kirchgänger auf diese Art nicht beikommen, so suche ich seiner beim Hinausgehen habhaft zu werden. Namentlich habe ich es gern, wenn die Leute gleich von der Kirche aus Besuche machen, weil da meist von Dingen die Rede ist, durch welche das in der Predigt Gehörte glücklich weggeschwemmt wird. Noch nach 12 Uhr ergötze ich mich oft an den Damen mit dem Gesangbuch auf den Straßen."

In dieser Weise hat der Teufel jenem Mann einiges erzählt und hat dann von ihm haben wollen, er soll es nicht weiter sagen. Der aber hat es seinen lieben Mitchristen und Mitkirchgängern zur Lehre und Warnung weiter erzählt. (Sendbote.)

Unterhaltung.

Der Laternenmann.

Erzählung
von
Maria Cummins.

(Fortsetzung.)

Nach dem Abendbrot, als Frau Sullivan auf dem Sofa ruhend ihre glücklichste Stunde verlebte, wie sie immer sagte, brachte Gertrud zur Sprache, was Doktor Jeremy ihr ans Herz gelegt hatte. Jetzt hatte Frau Sullivan nichts mehr gegen den Vorschlag einzuwenden. Sie war überzeugt von ihrer Unfähigkeit, alle nötigen Arbeiten zu verrichten, und wollte ebenso wenig Gertrud alles thun lassen, wie in den letzten Wochen. Gertrud meinte, daß Jane Miller ein Mädchen sei, das ihren Bedürfnissen entsprechen würde, und es wurde beschlossen, am nächsten Morgen mit ihr Rücksprache zu nehmen.

Endlich ist Gertrud allein, im Hause alles still, Frau Sullivan infolge eines nervenberuhigenden Trankes in einen ungewöhnlich ruhigen Schlaf gefallen. Die kleinen Kalkuttavögel, zehn an der Zahl, in einem großen Käfig am Fenster, sitzen nebeneinander, und Gertrud hat eine warme Decke über sie gebreitet. Sie hat die Thüren zugeschlossen, alles in sichern Stand gesetzt, und setzt sich nun hin, um zu lesen, nachzudenken und zu beten. Ihre Prüfungen und Sorgen mehren sich. Ein großer Schmerz droht ihr, aber sie dankt Gott, daß sie hier ist, sich dem Getümmel des Lebens entgegenzuwerfen und mutig des Ausgangs zu harren. Ist auch ihr Herz mutig und ihr Glaube fest, so hat sie doch die zarte Natur eines Weibes und weint über ihn, der in fernem Lande Tage und Jahre zählt, die ihn einer Mutter zurückgeben werden, welche er nie wiedersehen soll. Mit dem Gedanken indes, daß sie bei dieser Mutter Kindesstelle vertreten soll, kommt die Notwendigkeit der Selbstbeherrschung. Sie trocknet die Thränen und empfiehlt sich dem Schutze dessen, der die Kraft der Schwachen und der Trost der Traurigen ist; beruhigt sucht sie ihr Lager auf.

25. Der Traum.

Es war ein Glück für Gertrud, daß die Ferien in Herrn W.s Schule herankamen und sie mehr Zeit erhielt, ihren vermehrten Obliegenheiten gerecht zu werden. Auch eine Gunst des Himmels, daß Jane in Frau Sullivans Dienste trat: sie könne einer jungen Dame nichts abschlagen, die so gut gegen sie gewesen sei. Unter Gertruds Aufsicht war Jane nach wenigen Tagen imstande, Frau Sullivan alle ihre Aufgaben abzunehmen und so zu sorgen, daß es Gertrud ermöglicht ward, Nanny häufigere Krankenbesuche zu machen.

Wenn Gertrud sich der Vergangenheit erinnerte, geschah es nur, um ihre Verfolgerin zu bemitleiden und zu erwägen, wie sie ihr am besten dienen und helfen könnte. Deshalb fand eine Nacht um die andere sie an dem Bett der kranken Frau wachend, die, wiewohl sie noch phantasierte, alle Furcht verloren hatte. Nanny sprach viel von dem kleinen Trudchen, bis Gertrud zu dem richtigen Schluß kam, daß sie für ihre Mutter gehalten werde, von der die Fieberkranke und vom Gewissen gepeinigte Nanny glaubte, daß sie zurückgekommen sei, ihr Kind zurückzufordern. Nur Gertruds beständige Versicherung ihres Wohlwollens führte endlich Nanny zu dem Glauben, daß die beleidigte Mutter ihr Kind gesund gefunden habe und daß sie nichts von den Mißhandlungen wisse, die sie erlitten.

In einer Nacht hörte Gertrud, die sie den Tag über kaum verlassen hatte, ihren Namen zugleich mit dem von anderen Personen nennen. Sie näherte sich dem Bett und horchte aufmerksam, denn sie hoffte fortwährend, in diesen Phantasieen einige Winke über ihr Vorleben zu erhalten. Eine Zeit lang murmelte Nanny ganz unverständlich. Dann richtete sie sich plötzlich auf und wandte sich an irgendeine Person, die sie vor sich sah, und rief: „Stephen, gieb mir die Uhr zurück und sage mir, was du mit den Ringen gemacht hast. Die Leute werden fragen, und was soll ich ihnen sagen?" Nach einer Pause sagte sie mit flehender Stimme: „Nein, Stephen, ich werde es nie sagen, nie!" Dann fuhr sie zusammen, sah Gertrud am Bette stehen und schrie entsetzt: „Haben sie es gehört? Sie haben es gehört und werden es sagen. O, wenn sie das thun!" Sie wollte aus dem Bett springen, aber sank auf das Kissen zurück. Gertrud rief Millers herbei, übergab die sterbende Frau ihrer Obhut und suchte in einem andern Teile des Hauses ihre überreizten Nerven zu beruhigen. Als sie nach einer Stunde von Frau Miller erfahren, daß Nanny ruhig geworden, aber ganz kraftlos sei und ihrem Ende nahe scheine, hielt es Gertrud für das beste, das Zimmer nicht wieder zu betreten. Der Tag brach eben an, als Frau Miller kam, ihr zu sagen, daß Nanny den letzten Atemzug gethan.

Alsbald eilte Gertrud nach Hause, um neue Kraft zu sammeln für die noch bevorstehenden Arbeiten und Leiden. Sie bedurfte keiner gewöhnlichen Stärke, um eine Periode zu überstehen, wie sie manche zu ertragen berufen sind, wenn Leiden, Krankheiten und Tod einander so rasch folgen, daß, ehe man sich von dem einen Schlag erholt hat, ein neuer Schlag kommt. Keine drei Wochen nach Nannys Tod wurde Paul Cooper zur letzten Ruhe gelegt. Wie viel gab es da für Gertrud zu thun, während ihr Gemüt von der Furcht vor einem neuen, viel schwereren Schmerze gefoltert wurde. Emilys Abwesenheit war ebenfalls eine schwere Prüfung für sie, denn wo sollte sie sich Rat und Trost holen? Bloß einen Brief hatte sie von den Reisenden erhalten und enthielt wenig befriedigendes, da Frau Ellis ihn geschrieben.

„Es ist bei alledem nicht so hübsch, Gertrud," schrieb sie von Havanna, „und ich wünschte nur, wir wären erst wieder zu Hause, besonders Emilys wegen. Sie fühlt sich hier ziemlich fremd, es ist ein schrecklich ungemütlicher Ort. Die Fenster haben kein Glas, sondern sind vergittert wie ein Gefängnis, und in dem ganzen Hause ist kein Teppich, kein Kamin, wiewohl es am Morgen bisweilen sehr kalt ist. Es wohnt hier eine Witwe mit ihrem Bruder und einigen Nichten. Die Witwe ist eine Kokette, die, mögen Sie es glauben oder nicht, entweder Herrn Graham eine Schlinge legt oder ihn am Narrenseil herumführt. Sie ist eine von den schwatzhaften Personen, die sich gern hervorthun, und Herr Graham ist thöricht genug, ihr nachzulaufen und alle mögliche Ausflüge mitzumachen. Es ist zu lächerlich für einen Mann von fünfundsechzig Jahren. Emily und ich wir sind viel auf unserm Zimmer. Sie sagt kein Wort und beklagt sich nicht im geringsten, aber ich weiß, daß sie froh wäre, wieder in Boston zu sein, und auch ich würde mich freuen, wenn nicht dieses schreckliche Dampfboot wäre. Ich dachte, ich würde an der Seekrankheit sterben, als wir hierher reisten, und ich fürchte die Heimreise so, daß ich nicht weiß, was ich anfangen soll."

Gertrud schrieb häufig an Emily, aber da diese auf Frau Ellis Augen angewiesen war, konnte sie nicht ihre innersten Gedanken aussprechen, wie sie es im Gespräch gewohnt war.

Jede ostindische Post brachte Nachrichten von Willie Sullivan, der, glücklich in seinem Geschäft, heiter schrieb. An einem Sonntagnachmittag hatte Frau Sullivan den neuesten Brief sich zum drittenmal vorlesen lassen. Die glänzenden Hoffnungen, welche ihr Sohn aussprach, und der heitere Ton, in dem er schrieb, bildeten einen so schlagenden Kontrast zu ihren eigenen Gedanken, daß sie mit geschlossenen Augen und ungewöhnlich traurig dalag, während Gertrud einen unbeschreiblichen Schmerz in ihrem Herzen fühlte. Die Befürchtungen des Doktor Jeremy hatten sich bestätigt, es ging rasch mit Frau Sullivan zu Ende.

Jetzt schlug sie die Augen auf, richtete sie auf ihre Gesellschafterin und sagte in ruhigem, bestimmtem Tone: „Gertrud, ich werde Willie nie wiedersehen." Gertrud schwieg.

„Wenn du für mich schreiben willst, wie du schon so oft gethan hast, so würde ich dir sagen, was du schreiben sollst; ich fühle, daß keine Zeit zu verlieren ist, denn ich habe vielleicht nicht mehr lange Kraft genug, um sprechen zu können. Willst du den Brief anfangen?"

„Gewiß, Tantchen, wenn Sie es für das beste halten."

„Allerdings, Trudchen. Was du das letztemal schriebst, betrifft hauptsächlich meines Vaters Krankheit und Tod, und darin stand nichts, was ihn meinetwegen beunruhigen könnte?"

„Nicht das mindeste."

„Dann ist es hohe Zeit, den armen Jungen zu warnen! Doktor Jeremy braucht mir's nicht zu sagen; ich fagte es ihm und er widersprach mir nicht. Du hast es schon einige Zeit gewußt, nicht wahr?" fragte sie, indem sie Gertrud forschend ins Gesicht sah.

„Schon einige Wochen," erwiderte Gertrud mit einem Kuß.

„Warum sagtest du es mir nicht?"

„Warum hätte ich's thun sollen, liebe Tante? Ich wußte, der Herr konnte Sie nie abrufen, da Ihre Lampe noch brannte."

„Sie brennt nur schwach," sagte die demütige Christin.

„Wessen Lampe brennt dann hell? Sind Sie nicht lange ein Vorbild der Frömmigkeit und Geduld gewesen? Außer Emily scheint mir niemand mehr für den Himmel vorbereitet."

„O nein, Gertrud, ich bin ein sündiges Geschöpf. So sehr ich mich nach meinem Heiland sehne, so verlangt doch mein altes Herz noch einmal mein Kind zu sehen."

„O Tantchen, wie können Sie aufhören, an Willie zu denken und nach seiner Gegenwart zu verlangen? Was so natürlich ist, kann keine Sünde sein."

„Vielleicht ist es keine, und wenn es eine Sünde ist, so hoffe ich, ehe ich von hinnen gehe, noch zu vollkommener Unterwerfung zu gelangen. Meine Liebe, lies mir einige Trostworte vor. Es ist wirklich sündhaft von mir, irgendwie zu klagen, da ich mich der Liebe und Pflege eines Mädchens erfreue, die mir so teuer ist wie eine Tochter."

Gertrud nahm die Bibel und las die Erzählung vom Todeskampfe unseres Heilandes in Gethsemane. Während sodann Frau Sullivan still auf ihrem Bett lag, schienen ihre Lippen das Gebet des Heilandes zu wiederholen. Da Gertrud ihre Gedanken nicht unterbrechen wollte, schwieg sie von dem beabsichtigten Brief an Willie, und eine halbe Stunde nachher entschlief Frau Sullivan. Gertrud beobachtete mit Vergnügen den friedlichen und glücklichen Ausdruck ihrer Gesichtszüge. Es war völlig Nacht geworden, als die Kranke aufwachte und sagte: „O, Gertrud, ich habe einen schönen Traum gehabt. Es war mir, als segelte ich rasch durch die Luft. Endlich sah ich unter mir eine schöne Stadt mit Kirchen, Türmen und Scharen fröhlicher Menschen. Als ich näher kam, konnte ich Gesichter unterscheiden, und unter ihnen auf der gedrängt vollen Straße war einer, der wie Willie aussah. Er sah älter aus, ganz wie ich ihn mir immer gedacht nach den Beschreibungen in seinen Briefen. Ich folgte ihm durch verschiedene Straßen, und endlich lenkte er seine Schritte nach einem großen Gebäude. Wir kamen durch schöne, helle Zimmer und standen zuletzt in einem Speisesaal, in dessen Mitte ein Tisch mit Flaschen, Gläsern und Ueberresten eines reichen Mahls besetzt war. Um den Tisch saß eine Gruppe von jungen Männern, alle gut gekleidet und einige so schön, daß ich zuerst von ihrer Erscheinung entzückt war. Indes hatte ich die seltsame Gabe, in ihre Herzen zu sehen. Da hatte der eine ein sehr schönes, verständiges Gesicht; aber er benutzte seinen Verstand, diejenigen zu täuschen, die so thöricht waren, sich fangen zu lassen, und in einer Ecke seiner Tasche hatte er ein paar falsche Würfel. Ein anderer schien durch Witz und drollige Einfälle der Liebling der Gesellschaft zu sein; aber ich sah, daß er bald berauscht sein würde. Ein dritter suchte vergeblich sorglos auszusehen, er hatte am Spieltisch sein ganzes Geld und einen Teil des Vermögens seines Prinzipals verloren; jetzt sucht er es wieder zu gewinnen. So waren noch viele andere zugegen, mehr oder weniger in Ausschweifung versunken. Und Willie schien gefallen an ihnen zu finden. Einer derselben bot ihm einen Platz am Tische an und alle drangen in ihn, sich zu setzen. Er that es und der Mann zu seiner Rechten füllte ein Glas mit Wein und reichte ihm dasselbe hin. Er zauderte, nahm es dann und setzte es an seine Lippen. Gerade in dem Augenblick berührte ich seine Achsel. Er wandte sich um, sah mich und augenblicklich entfiel das Glas seiner Hand und brach in tausend Stücke. Ich winkte und er stand sofort auf und folgte mir. Der fröhliche Kreis rief ihm laut nach, daß er zurückkehren möge, aber er ließ sich nicht zurückhalten. Er schüttelte die Hand ab, die ihn festhalten wollte, und wir entfernten uns. Der Schlauste flüsterte ihm etwas ins Ohr. Willie schwankte, ja kehrte um, aber ich stellte mich vor, hielt meinen Finger empor und schüttelte den Kopf. Er zauderte nicht mehr, sondern stürzte aus der Thür und war die lange Treppe hinab, ehe ich ihn einholen konnte. Dann führte ich meinen Sohn durch die verworrenen volkreichen Straßen der Stadt. Wir fanden viele Schlingen, die den Unvorsichtigen gelegt waren. Mehr als einmal rettete mein wachsames Auge den gedankenlosen Knaben vor einer Grube, in die er ohne mich sicher gefallen sein würde. Bisweilen verlor ich ihn aus den Augen und mußte zurückkehren. Jedesmal hörte er auf meine warnende

Stimme und wir gingen ungefährdet weiter. Plötzlich war er nicht mehr an meiner Seite. Ich ging zurück und vorwärts, aber er war nirgends zu sehen. Da breitete ich meine Flügel aus, überschaute das Ganze und entdeckte ihn in einer prächtigen Halle, die blendend erleuchtet war. Ein herrliches Mädchen stützte sich auf seinen Arm und ich erkannte, daß sie nicht blind gegen seine Schönheit war. Jetzt zitterte ich für ihn. Sie war schön und reich, eine vielbewunderte Modedame, aber eitel, hochmütig, kaltherzig und weltlich gesinnt. Ich trat an seine Seite und berührte seine Achsel. Er blickte um sich, da zog die Stimme der Sirene seine Aufmerksamkeit ab. Wieder suchte ich ihn wegzulocken, aber er hörte mich nicht. Endlich sprach sie ein Wort, das meinem Knaben die Thorheit ihrer weltlichen Seele verriet. Ich benutzte den Augenblick, umarmte ihn und flog weit hinweg. Er wurde in meinen Armen wieder ein Kind mit weichen seidenen Locken. Wir flogen zurück über Land und See und ruhten nicht eher, als bis ich auf einem weichen Rasen mein liebes Trudchen zu sehen meinte und niederflog, um meinen süßen Knaben ihr zu Füßen zu legen, und als ich deinen Namen rief, erwachte ich.

„Und nun, Gertrud, ist die Bitterkeit des Bechers, den ich zu leeren berufen bin, vorüber. Ich wünsche nicht mehr, meinen Sohn auf Erden wiederzusehen. Der Geist der Mutter wird doch mächtig sein, und in dem Gedanken, daß sie in ihrer Heimat droben immer über seine Pfade wacht, findet er vielleicht einen bessern Schutz und eine festere Stütze für seine Seele, als in meiner leiblichen Gegenwart. Nun, mein Vater, kann ich aus der Tiefe meines Herzens sagen: Nicht wie ich will, sondern wie du willst."

Bis zu ihrem Tode, der etwa einen Monat später erfolgte, blieb Frau Sullivan völlig ruhig. In dem Briefe, den sie an Willie diktierte, sprach sie ihr volles Vertrauen auf die Güte und Weisheit der Vorsehung aus und ermahnte ihn, dieselbe unterwürfige Liebe gegen den Allweisen zu hegen. Sie erinnerte ihn an die Lehren seiner Jugend und ihr letztes Gebet war, daß er sie beständig um sich glauben möge. Wichtiger freilich sei die stete Gegenwart des guten Hirten.

Nachdem Gertrud den Brief fertig gemacht und das Haus verlassen hatte, um ihre Lehrstunden zu geben, öffnete Frau Sullivan den Bogen noch einmal und berichtete mit zitternder Hand über die geduldige, liebevolle Aufopferung Gertruds. „Solange du in deinem Herzen die Erinnerung an deinen Großvater und deine Mutter hegst, höre nicht auf, alle Dankbarkeit, deren dein Herz fähig ist, einem Mädchen zu erweisen, dessen Lob zu preisen meine Hand zu schwach ist."

In einer stillen Nacht wachte Gertrud bei der Sterbenden.

„Fürchtest du dich, mich sterben zu sehen?" fragte diese.

Als Gertrud antwortete, daß sie sich nicht fürchte, sagte sie: „Dann wende mich ein wenig dir zu, damit dein Gesicht das Letzte sei, was ich auf Erden sehe."

Ihre Hand ruhte fest in Gertruds, so verschied sie.

26. Unter Frau Graham.

Als ihr Liebeswerk zu Ende war, fühlte Gertrud, daß die lange Fortsetzung ihrer Arbeiten bei Tag und beit Nacht ihre Kräfte gänzlich erschöpft hatte. Eine Woche lang nach dem Begräbnis fürchtete Jeremy ernstlich, daß Gertrud gefährlich erkranken würde. Doch erholte sie sich wieder; blaß und matt suchte sie wieder ihre Stunden zu geben und sich nach einem neuen Obdach umzusehen.

Es waren ihr bereits mehrere Wohnungen angeboten, mehrere dringende Einladungen an sie gerichtet worden, und zwar mit einer Wärme, die es ihr schwer machte, abzulehnen. Aber Gertrud zog es vor, bei ihrem einmal gefaßten Vorsatze zu bleiben und sich nach einem Kosthause umzusehen, und als ihre Freunde ihre Gründe erfuhren, billigten sie ihr Verfahren und bestrebten sich, ihr zu dienen.

Frau Jeremy wollte sich erst durch Gertruds Weigerung, zu ihnen zu kommen und sich dort wie zu Hause zu betrachten, verletzt fühlen, und der Doktor selbst sprach so gebieterisch: „Kommen Sie, Gertrud, kommen Sie direkt mit uns nach Hause und sagen Sie kein Wort!" daß sie fürchtete, sie könnte bei ihrer Schwäche wirklich entführt werden. Nachdem er aber Befehl gegeben, daß Jane ihre Wäsche packen und nachsenden, dann das Haus verschließen und nach Hause gehen solle, gab er Gertrud Gelegenheit, zu widersprechen und ihre Gründe auseinander zu setzen, weshalb sie das großmütige Anerbieten abzulehnen wünschte. Der wohlwollende Streit wurde so heftig, daß sie gezwungen war, von einem Beweggrunde Gebrauch zu machen, der großen Einfluß auf ihr Gemüt gehabt hatte.

„Doktor Jeremy, was ich jetzt sage, würde ich nicht erwähnen, wenn Sie nicht mein Verhältnis zu Herrn Graham so weit kennten, um meine Gefühle zu begreifen. Er wies darauf hin, daß ich nicht imstande sein würde, mich selbst zu erhalten; da aber das Gehalt, welches ich von Herrn W. erhalte, für alle meine Bedürfnisse ausreicht, so liegt mir alles daran, bei Herrn Grahams Rückkehr in einer solchen Lage zu sein, daß er sieht, wie meine Versicherung, mein Brot selbst verdienen zu können, nicht ohne Grund war."

„Graham dachte also, daß Sie ohne seine Unterstützung würden betteln gehen müssen? Das sieht ihm ganz ähnlich."

„O nein, er hielt mich für ein bloßes Kind und hatte keine Ahnung, daß er, indem er mir eine gute Erziehung gab, die Kosten meiner Zukunft im voraus bezahlt hatte."

„Ich verstehe," sagte der Doktor. „Er dachte, Sie würden froh sein, wieder zu ihm zurückkommen zu können."

„Ach nein," sagte Frau Jeremy. „Er war eben gereizt, und es scheint mir eine Art Stolz, wenn Gertrud Gewicht darauf legt."

„Wenn es Stolz ist, Frau, so ist es ein ehrenwerter Stolz, den ich liebe. Ich werde deshalb nicht in Gertrud dringen, andere Wege einzuschlagen, als die beabsichtigten. Sie kann in einem Kosthause wohnen und doch einen guten Teil ihrer Zeit bei uns zubringen."

„Auf einem Punkte bestehe ich," sagte die Frau, „daß Sie dies Haus, welches Ihnen traurig genug erscheinen muß, noch heute verlassen, mich nach Hause begleiten und da bleiben, bis sie ein anderes Unterkommen gefunden."

Gertrud willigte mit Vergnügen in einen kurzen Besuch ein. Damit entging sie der Krankheit, die sie bedrohte.

Auch die Arnolds, die Gertrud beständig im Auge behalten hatten und mit dem Arzte die einzigen Personen waren, die in dem Krankenzimmer zutritt hatten, ließen es nicht an Aufforderungen fehlen, daß sie ein Mitglied ihrer Familie werden möge. Doch billigten beide ihren Vorsatz von ganzem Herzen und sie fand in der klugen Frau eine treffliche Beraterin. Frau Arnold hatte eine bei ihr wohnende verwittwete Schwester, die, um ihr mäßiges Einkommen zu erhöhen, einige Mädchen als Kostgängerinnen aufzunehmen pflegte. Diese Frau Warren hatte glücklicherweise ein freundliches Zimmer frei, und da Frau Arnold Gertrud auf das wärmste empfahl, verständigten sie sich bald und das Zimmer wurde zu Gertruds Verfügung gestellt. Frau Sullivan hatte Gertrud ihre sämtlichen Möbel vermacht, davon wollte Gertrud nichts verkaufen. Frau Arnold und ihre Töchter bestanden darauf, daß sie jetzt sich darauf beschränke, ihre Stunden zu geben, während sie ihr Zimmer auszustatten übernahmen. Als sie ihr Zimmer betrat, schämte sie sich ihrer Traurigkeit, da sie so teilnehmende Herzen und so bereitwillige Hände zum Helfen gefunden.

Als sie am ersten Abend in das Speisezimmer trat, erwartete sie bloß Fremde an ihrem Tische zu finden; sie wurde aber angenehm überrascht, als sie Fanny Bruce fand, die seit mehreren Wochen bei Frau Warren wohnte. Fanny war dreizehn Jahre alt und besuchte die Schule, und da sie einige Sommer lang Gertruds Nachbarin gewesen, hatte sie dieselbe oft gesehen, sie bisweilen um Blumen gebeten oder Bücher von ihr geborgt. Sie hatte die Aussicht, die aufrichtig bewunderte näher kennen zu lernen, mit großer Freude begrüßt, und trat jetzt vor, ihr die Hand zu reichen und Miß Flint zu bitten, daß sie sich bei Tisch neben sie setzen möge.

Fanny war von ihrer Mutter, die ihren Stolz in ihren Sohn Ben setzte, sehr vernachlässigt worden. Man hatte sie öfters in ein Kosthaus gegeben, während ihre vergnügungssüchtige Mutter und ihr träger Bruder die Zeit auf Reisen verbrachten. So litt sie unter einem Gefühl der Vereinsamung. Dieses genügte, das Mitleid eines Mädchens zu erregen, das selbst noch an frischem Kummer litt, und dieses Mitleid veranlaßte sie, die arme Fanny häufig zu sich einzuladen. Dann gab sie sich Mühe, ihren jungen Besuch zu unterhalten, der seinerseits es für eine große Begünstigung hielt, Gertruds Einsamkeit zu teilen, ihre Bücher lesen zu dürfen und überhaupt ihres Umgangs gewürdigt zu werden. Im stürmischen März verlebte Fanny fast alle Abende mit Gertrud, und diese fand, wie wahr Onkel Treumanns Ansicht war, daß sie im Sorgen für das Glück anderer ihr eigenes Glück finden werde. Fannys lebhafte und oft ergötzliche Unterhaltung zog Gertrud vom Brüten über ihre Prüfung ab.—

Der April kam heran: immer noch keine Nachrichten von Emily. Ihr Herz sehnte sich vergebens nach der so teuren Freundin. Eine Zeitlang schrieb Gertrud regelmäßig, aber seit Frau Sullivans Tod hatte alle Verbindung zwischen ihr und den Reisenden aufgehört. Eines Abends wurde sie zu Herrn Arnold gerufen: „Haben Sie die Neuigkeit schon gehört, Gertrud?"

„Was für eine Neuigkeit?"

„Sie haben noch nichts von Herrn Grahams Heirat gehört?"

Gertrud war hoch erstaunt. „Ist das Ihr Ernst, Herr Arnold? Herr Graham verheiratet? Mit wem?"

„Mit der Wittwe Hollbrook, einer Schwägerin Herrn Clintons. Sie traf die Grahams in Havanna. Man sollte doch denken, daß Herr Graham Ihnen eine Anzeige seiner Vermählung geschickt hätte. Sein Braut nimmt wohl alle seine Zeit in Anspruch."

Frau Arnold wußte nur, die Frau sei hübsch und liebe den Glanz und die Gesellschaft. Eine Tochter meinte, sie sei eine gewöhnliche, unruhige Person und ganz dazu geschaffen, Miß Emily unglücklich zu machen.

Gertrud machte ein betrübtes Gesicht und Herr Arnold warf seiner Tochter einen vorwurfsvollen Blick zu. „Anna," sagte er, „weißt du auch, daß du die Wahrheit sprichst?"

„Bella Clinton ist meine Autorität Ich urteile nur nach dem, was ich in der Schule von ihrer Tante gehört habe. Sie dachte sie recht zu loben, aber ich habe nie an dem Gefallen finden können, was sie von ihr erzählte."

„Wir wollen sie nicht verdammen, bis wir nach eigener Anschauung urteilen können," sagte Herr Arnold mild.

„Können Sie mir etwas von Emily erzählen," fragte Gertrud, „und ob Herr Graham bald zurückkehrt?"

„Nichts, ich las nur die Anzeige in der Zeitung."

Andere Gegenstände kamen zur Sprache. Gertrud aber fand es unmöglich, an irgend etwas anderes zu denken. Da traten Doktor Jeremy und seine Gattin ein. Ersterer brachte einen gesiegelten Brief, der an Gertrud gerichtet war, rieb sich die Hände und rief: „Nun werden wir von dieser Heirat näheres hören."

Gertrud erbrach ihren Brief und überflog den Inhalt. Zwei Seiten waren von Frau Ellis, eine von Herrn Graham. Die Haushälterin schrieb:

„Da so viel Leute aus Boston bei der Hochzeit waren, kann ich wohl annehmen, daß Sie schon von Herrn Grahams Hochzeit gehört haben. Er heiratete die Witwe Hollbrook, von der ich Ihnen schon geschrieben. Sie wollte ihn einmal haben und sie hat ihn bekommen, leider. Er liebt ein ruhiges Leben und hat alle Hoffnung darauf verloren, der arme Mann, denn sie liebt die Gesellschaft über alles. Sie folgte Herrn Graham auf Schritt und Tritt nach, aber er besann sich und hatte wirklich nicht die Absicht, sie zu nehmen. Als wir indes nach New-Orleans kamen, war sie bereits da, und setzte ihren Willen durch. Emily benahm sich schön. Sie sagt kein Wort dagegen und behandelte die Dame so zuvorkommend wie möglich. Aber du mein Gott, wie wird sich unsere Emily mit so viel jungen Leuten befreunden können, die jetzt die ganze Zeit um uns herum sind, und wie wird sie so viel Lärm ertragen? Ich bin auch nicht daran gewöhnt und will nicht sagen, daß es mir gefällt. Die neue Frau ist ziemlich artig gegen mich, nachdem sie ihren Zweck erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Neidhammel.

Zum Hund, der vor der Thüre ruht,
Spricht Willi: „Karo, hast du's gut!
Du brauchst nicht so früh aufzustehn
Und in die Schule nicht zu gehen;
Brauchst keine Kleider anzuziehen,
Vor Kamm und Waschschwamm nicht zu fliehen
Und wirst gestreichelt noch dazu —
Hätt ich es nur so gut wie du!"

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von G. G. Wiens.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00.
" " Deutschland 6 Mark.
" " Rußland 3 Rubel.
" " Frankreich 7 Franken.

Entered at the Post Office Elkhart, Ind., as second-class matter.

17. Juni 1903.

— Den 9. Juni, als die letzte Form der „Rundschau" eben auf der Presse war, erhielt ich ein Telegramm von der Santa Fe Bahnverwaltung, daß meiner Abreise nach Kalifornien nichts mehr im Wege stände. So legte ich denn am 10. Juni los, und bin wahrscheinlich zur Zeit, da dieses gelesen wird, in den Apfelsinen-Hainen Südkaliforniens. Meine Familie hat aber das Mitreisen aufgeben müssen, erstens, weil unser Hausarzt entschieden der Meinung ist, daß eine Reise mit fünf Kindern für meine Frau zu anstrengend sein würde, und zweitens, weil uns Besuch aus Kansas angesagt worden ist.

— Etwas über geschlossene mennonitische Ansiedlungen. — Die Idee einer geschlossenen mennonitischen Ansiedlung ist so alt wie das Mennonitentum selber. Unsere Brüder sind ja stets unstät und flüchtig gewesen. Wo immer sie sich vereinzelt niederließen, da sind sie entweder ein leichtes Opfer der Verfolgung geworden, oder sie sind geistig verkümmert. Wo sich die Mennoniten hingegen in geschlossenen Ansiedlungen niederließen, da konnten sie sich in materieller und auch in geistiger Beziehung verhältnismäßig gut entwickeln. Ich habe hier eine geschlossene, aber nicht eine abgeschlossene mennonitische Ansiedlung im Auge. Ich begeistere mich nie und nimmer für eine mennonitische Ansiedlung, die sich von jeglichem Fortschritt auf wirtschaftlichem oder auf geistigem Gebiete abschließt; ich befürworte nur ein mehr engeres Zusammenleben von Gleichgesinnten. Unser ganzes geistiges und geistliches Leben basiert auf recht breiter demokratischer Grundlage. Die guten und hehren Ansichten unserer Väter können nur in der freien Gottesnatur gedeihen. Jede Berührung mit der Strömung der Welt (Schachergeist, Politik, Militär, Sport) beschmutzt uns, trübt unsern Blick und stumpft unser Urteilsvermögen für Rein oder Unrein ab. Wir können uns die Zunge abreden, wir können unsre Federn stumpf schreiben, — wenn wir nicht mehr bereit sind zur Erhaltung unseres Volkstums Opfer zu bringen, wird unsere nächste Generation schon nur zum kleinsten Teile mennonitisch sein. Worin diese Opfer bestehen? Gebt Euren Kindern und Eurer Jugend passenden Unterricht und Anleitung im Studium unserer Geschichte. Wohnt Ihr allein und abgelegen, so denkt daran, ob es nicht für die Zukunft, wenigstens für die Zukunft Eurer Kinder, besser wäre, zu verkaufen und in eine mennonitische Ansiedlung zu gehen. Seit Jahren schon verfolge ich die Idee solch eine geschlossene mennonitische Ansiedlung zu gründen. Ehe ich mich aber für eine gewisse Gegend entschließe, will ich noch erst die Bewässerungsländereien in dem sonnigen Kalifornien besehen. Von vielen Seiten bin ich bis jetzt in meinem Unternehmen ermutigt worden. Ich werde seit längerer Zeit von Landagenten und Landbesitzern schier untergelaufen, und mir werden recht gute Anerbietungen gemacht. An Mennoniten will eben jeder gerne Land verkaufen. Ich will es hier von vorne herein sagen, daß ich kein Landagent bin; ich will nur helfen, damit eine geschlossene mennonitische Ansiedlung zustande komme. Ich will niemanden bereden sein Heim zu veräußern und aus Abenteurerlust einmal in die Ferne zu schweifen. Aber demjenigen, der aus einem oder dem andern Grunde doch einen Klimawechsel vornehmen will, möchte ich raten dorthin zu gehen, wo schon andere Geschwister wohnen, oder wo es begründete Aussicht hat, daß noch andere folgen werden. Was bei einer solchen Ansiedlung ganz besonders in Betracht kommt, ist: Produktionsfähigkeit des Bodens, Markt, Verkehrswege, Klima, Wasser, Umgebung u. s. w. Läßt es sich möglich machen, daß sich in einer guten Gegend einige Hundert Familien niederlassen, so sollte man vor allen Dingen auf mennonitische Schulen und Kirchen dringen. Laßt uns, denen der russische (?) Sinn für Ordnung in geistlichen und weltlichen Dingen noch nicht abhanden gekommen, zusammen gehen, und unsere Kinder im Geiste des Gehorsams und der Zucht versuchen zu Gottes Ehre zu erziehen. Wie berührt uns doch das großmaulige alleswissenwollende Schreiertum in diesem Lande so widerlich! Laßt uns zusammenstehen und gemeinschaftlich auf Grund der Hl. Schrift die Grundsätze unserer Väter auf- und ausbauen. Wie verderblich ist das bloße Namen- und Formenchristentum, welches sich leider auch unter uns sehr bemerkbar macht! Einigkeit macht stark. Der vereinzelt und abgelegen wohnende Bruder kann seine Familie nicht dem fremden Einflusse entziehen, und leider ist dieser fremde Einfluß oft ein recht schädlicher und die Folgen überaus traurige: Nur wenigen ist es gelungen in gute fremde Umgebung zu kommen. Wir sollten unsere eigenen geistigen Mittelpunkte haben, damit unsre Jugend nicht stets zu den Fremden schielen brauche. Unserer Jugend nur einfach verbieten, da und da nicht hinzugehen, oder nicht einmal hinzuschauen, ist reiner Unsinn. Das haben einige unserer strengsten Gemeinde zu ihrem eigenen Schaden erfahren müssen. Aber wenn wir unseren Kindern und der heranwachsenden Jugend etwas bieten, das gerade so gut oder besser ist, als das, was die Fremden gewöhnlich zur Schau tragen, dann wird sich mit der Zeit ein Volksgefühl (wollte schon sagen Nationalgefühl), das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der geistigen Ueberlegenheit (wenigstens Gleichstellung) bei ihr entwickeln lassen, und wir werden unsre Jugend unserer Gemeinschaft erhalten, nicht, weil sie nirgends anderwärts hinweiß; nicht, weil sie Vater und Mutter damit einen Gefallen thun; nicht, weil ihr gutes irdisches Fortkommen davon abhängt; sondern, weil sie von dem höhern innern Wert des Mennonitentums überzeugt sind. Mit solch einer Gemeinschaft kann man der ganzen Welt die Richtigkeit und die Vorzüglichkeit der mennonitischen Grundsätze sehr leicht beweisen. Auch über die materiellen Vorteile einer geschlossenen mennonitischen Ansiedlung ließe sich wohl manches sagen. Der Fleiß, die Sparsamkeit, die Reinlichkeit, die Ordnungsliebe unserer Vorfahren sind eine gute Garantie für ein ferneres Wohlergehen. Indem so viele Familien wie möglich zusammen ziehen, werden sie auch größere Strecken Landes bebauen können. Je mehr von einer Art an demselben Orte gebaut wird, desto mehr zieht es die Aufmerksamkeit der Käufer auf sich, desto billiger kommt die Fracht und destomehr Aufmerksamkeit wird solcher Gegend von Eisenbahnkompanien geschenkt. Der Handel zieht sich dorthin. Wenn dann gewissenhaft, fleißig und reinlich gearbeitet wird, kann es nicht lange dauern bis man sich auf dem Getreide-, Frucht-, Gemüse-, Butter- oder Hühnermarkte einen Ruf erworben hat. Hat eine Ansiedlung sich erst einmal den Ruf erworben, daß ihre Produkte stets so sind, wie sie ausgeboten werden, d. h. daß man sich darauf verlassen kann, daß die Eier frisch, die Butter rein und die Frucht gewissenhaft besorgt ist, dann ist es ein Leichtes auch etwas höhere Preise zu bekommen. Ich habe das schon über fünf Jahre lang beobachtet, daß viele mennonitische Farmer hier um Elkhart herum für ihre Produkte stets einen höhern Preis erhalten als andere Farmer. Warum? Weil man sich auf ihre Sauberkeit verlassen kann. Viele haben ihre Butter- und Eier-Kunden und erhalten das Jahr durch einen bestimmten Preis dafür, einerlei wie billig Butter und Eier in den Stores werden. — Die Zeit, da man zum Farmen nur allein Muskeln gebrauchte, ist vorbei. Die großen Fruchtzentren unseres Landes zeigen zur Genüge, daß, wenn die Muskeln vom Verstand regiert und geführt werden, man aus einer Farm von wenigen Acres gerade so viel herausschlagen kann, wie aus einer großen Getreidefarm. Das Geschrei, daß Obst- und Milcherei-Produkte unseren Markt überschwemmt hätten, ist ein unverständiges. Die Stadt Atlanta in Georgia muß wöchentlich an hunderttausend Dutzend Eier von anderen Staaten beziehen, und in den Alfalfa Gegenden Südkaliforniens, woselbst der Alfalfa sechs- bis zehnmal im Jahre geschnitten wird, kann der Farmer jedes Pfund Alfalfa gut verkaufen, sobald es zum Versand fertig ist. Alle unsere Fabrikstädte im Osten, wo das Land mager und die Winter lang und naß sind, bedürfen einer Menge von Farmprodukten, daß der Farmer getrost in die Zukunft schauen darf. Unser Land ist wahrlich ein großes und reiches Land. Arbeitlose Herumstreicher sollte es zu dieser Zeit keine geben.

Bekanntmachung.

Die Jahresversammlung der S. D. Mennoniten Hochschule wird Samstag, den 27. Juni, 1 Uhr nachmittags, in der Mennoniten-Kirche zu Freeman stattfinden. Alle Glieder der Gesellschaft und Schulfreunde von nah und fern werden freundlichst ersucht an derselben teilzunehmen.

Im Namen der Behörde.

Johann L. Wipf, Sekretär.

Aid Plan.

Die lokalen Mitglieder des Mennonitischen Aid Planes, kamen Samstagnachmittags um ½2 Uhr im Schulhause von Mountain Lake zusammen, um die Geschäfte einer jährlichen Versammlung zu erledigen. D. Ewert eröffnete die Sitzung und wurde gleich darauf zum Vorsitzer und J. J. Bargen zum temporären Schreiber gewählt. Der Bericht der Beamten wurde vorgelesen und gut geheißen.

Der Vorsitzer machte dann darauf aufmerksam, daß im verflossenen Jahre recht viel Schaden durch Feuer und Sturm verursacht worden sei, wodurch die Organi-

sation etwas hohe Brandgelder habe zahlen müssen, wiewohl hier in und um Mt. Lake sehr wenige Gebäude gelitten hätten.

Die Reservekasse hier beträgt jetzt schon $1790.37, welches Geld auf Zinsen ausgeliehen ist und nicht angetastet werden kann, ohne eine besondere Instruktion von diesem Distrikte.

Es wurde nun die Frage aufgeworfen, wie das Abschätzungskomitee eigentlich zu handeln habe, wenn der Schaden durch den Sturm verursacht worden sei und wenn es fast unmöglich sei den wirklichen Wert der Ruinen fest zu stellen. Die Gesinnung schien allgemein dahin zu gehen, daß das Komitee in solchen Fällen liberal handeln soll. Sollte wirklich beim besten Willen ein Fehler vorkommen, so sollte der Irrtum mehr dem verunglückten Einzelnen als der großen Gesellschaft zu Gute kommen.

D. Ewert wurde als sein eigener Nachfolger in das Abschätzungs Komitee gewählt.

Das Finanz-Komitee wird jährlich gewählt und die drei Mitglieder desselben —Theo Nickel, Isaak Schulz und A. Penner — wurden alle wieder erwählt.

Die folgenden Personen wurden als Delegaten ernannt, diesen Distrikt nächsten Herbst auf der allgemeinen zweijährlichen Versammlung der Organisation zu vertreten: A. A. Wall, Johann Regier, Bernhard Klaaßen, John Heppner, Jakob Janzen, David Ewert, Peter Sawatzki und H. P. Goertz.

Nach einer längeren, brüderlichen Versammlung, vertagte sich die Sitzung mit einem Dankgebet für den gnädigen Schutz im Laufe des verflossenen Jahres.

Bericht

der 8. Lehrerkonferenz, abgehalten am 2. Juni 1903, bei Henderson, Nebraska.

Der Einladung zufolge war Rev. J. J. Balzer, von Mt. Lake, Minn., in guter Zeit erschienen und hielt am Abend vor der Konferenz einen sehr lehrreichen Vortrag über Erziehung. Er hob besonders die Schattenseiten der religiösen Erziehung der amerikanischen Nation hervor, und tadelte sehr die sogenannten "socials" oder religiöse Feste, die oft veranstaltet werden, um des Predigers Lohn oder Geld für die äußere Mission aufzubringen. Er sprach mit Bedauern über das Ziel oder Ende dieser Erziehung.

Die Konferenz wurde um 1 Uhr an obigem Datum von Rev. Johann Kliewer, mit Vorlesen von Jes. 45, 11 nebst einigen Bemerkungen und Gebet, eröffnet.

Dann hielt Vorsitzer Johann Abrahams einen sehr lehrreichen und ermahnenden Vortrag über den Zweck der Konferenz. Unsere deutschen Lehrer sollten mehr ermutigt und unterstützt werden. Die Eltern sollten die Schulen öfters besuchen oder mit dem Lehrer über Schulangelegenheiten sprechen. Auch sollte der Lohn des Lehrers nicht zu sehr beschnitten werden. Die Lehrer können sich sehr viel nützen, wenn sie ihre Lehrmethoden und Erfahrungen einander mitteilen.

Die Zeiteinteilung wurde dem Vorsitzer überlassen.

Zum Beschlußkomitee wurden Johann S. Regier, Jacob C. Wall und Cor. J. Kliewer ernannt.

Erstes Thema: Folgen der Unterschätzung. — J. Z. Wiebe.

Zweites Thema: Folgen der Ueberschätzung. — J. W. Fast.

Da beide Referenten nicht zugegen waren, so war Lehrer J. J. Balzer so freundlich und behandelte diese beiden Themata. Wir haben mit zwei Dingen zu thun. Dem Lehrer und dem Schüler. Der Lehrer kann von den Eltern, auch von den Schülern unterschätzt, auch überschätzt werden. Er gab als Beispiel der Ueberschätzung einen Distrikt in ihrem Staate an, in welchem der Lehrer zu hoch gehalten wurde und gänzlich sein Ziel verfehlte. Auch Kinder werden oft überschätzt und von den Eltern oder Lehrern höher gehalten als sie wirklich sind. Sie sollen im Gegenteil aber auch nicht unterschätzt werden. Man soll sie auf ihre richtige Stellung aufmerksam machen, damit sie sich selbst kennen lernen.

Drittes Thema: Welche Hindernisse stehen der erfolgreichen Schularbeit entgegen. — Cor. J. Kliewer und Franz J. Wiens.

Cor. J. Kliewer gab einige Hindernisse an, als: Unregelmäßiger Schulbesuch von seiten der Kinder. Oft sind es nur Kleinigkeiten, wowegen die Kinder ausbleiben. Eltern sollten so viel wie möglich die Kinder regelmäßig zur Schule schikken.

Eine unregelmäßige Schule, sagte er, sei ein zweites Hindernis. Wenn möglich, sollte jedes Jahr Schule sein. Ungenügende Bücher, ein drittes Hindernis. Jedes Kind sollte mit den nötigsten Büchern versehen sein. Eltern und Kinder tragen den Nutzen davon.

Da Franz J. Wiens nicht zugegen war, nahm sein Bruder Jacob seinen Platz ein, und gab etwa folgenden Gedanken Ausdruck: Der Lehrer soll Liebe zum Werk und zu den Kindern haben. Er soll fähig sein, die Kinder zu gewinnen, soll Mut und Ausdauer besitzen. Auch kann der Schüler hinderlich sein, wenn er Ungehorsam beweist oder sehr schwer lernt. Oftmals sind die Eltern auch ein Hindernis, indem sie den Kindern nicht mithelfen in ihren Aufgaben, und sogar vorgeben, daß sie den Lehrer dafür bezahlen und sie sich nicht darum bekümmern wollen. Der Lehrer soll genügend Lohn haben, daß er seine ganze Zeit seinem Berufe widmen kann, wenn seine Schule eine Erfolgreiche sein soll.

Besprechung: Es wurde sehr betont, daß die Lehrer oft nicht genügende Vorbereitung, auch nicht genug Interesse für die Schule haben, welches sehr hinderlich sei in der erfolgreichen Schularbeit. Dann wollen die Eltern dem Lehrer oft Methoden vorschreiben, überhaupt wenn ein neuer Lehrer die Schule betritt und er nicht ganz genau seines Vorgängers Methoden hat. Der Lehrer muß verschiedene Methoden haben um die verschiedene Kinder zu erreichen. Lehrer und Eltern sollten zusammen arbeiten und ihre Kinder schon in den jungen Jahren kennen lernen, um ihnen behilflich zu sein, in der Wahl ihres zukünftigen Berufs.

Viertes Thema: Gesellschaftlicher Einfluß. — David T. Thiessen und H. H. Wiebe. Da sie beide nicht zugegen waren und wir die Konferenz in der Nachmittagsitzung, der ungünstigen Witterung halber beschließen wollten, so wurde dieses Thema ganz fallen gelassen.

Fünftes Thema: Schulfeste. a. Vorteile. — J. J. Friesen. b. Nachteile. — Emma Steckelberg. a. Schon die Einübungen zu den Festen sind für die Kinder von großem Nutzen, indem sie ihre Befangenheit überwinden, und ihre Gedanken und Sprache bemeistern lernen. Diese Feste erwecken Geschmack für gute Litteratur. Sie entwickeln die Gaben und Talente der Kinder. Sie üben einen guten Einfluß auf Eltern und Kinder aus. b. Emma Steckelberg war nicht gegenwärtig und so wurde ihr Teil zur freien Besprechung übergeben. Als Nachteile wurden schädliche oder heitere Stücke genannt, die die Kinder sich wählen und aufsagen. Noch schädlicher aber sei die Anerkennung derselben von den Zuhörern. Wie oft sieht man es, wenn ein recht spaßiges und heiteres Gedicht von einem kleinen Knaben aufgesagt wird, daß sich die Zuhörer freuen und in den Händen klatschen. Dagegen wenn ein recht tiefes und ernstes Gedicht aufgesagt wird, man es ganz stillschweigend und ohne jegliche Anerkennung zu geben, dahinnimmt, obzwar es ebenso gut vorgetragen wurde. Was für ein Gedicht wird derjenige sich das nächste Mal wählen? Entweder ein heiteres oder gar keins.

Sechstes Thema: Belohnung. a. Durch Geschenke. — Hein. C. Thiessen. b. Durch Vorrechte. — Johann Boehr jr. Hein. C. Thiessen war nicht gegenwärtig, so ließen wir den Teil aus und gingen zum zweiten Teil über.

Man kann einem Schüler Vorrechte geben, indem man ihn während des Lehrers Abwesenheit als Aufseher anstellt, ihn des Lehrers Tisch in Ordnung halten, die Bücher schön aufräumen, die Wandtafel rein machen läßt u. s. w. Man muß damit aber sehr vorsichtig sein, daß der Schüler nicht ein Lohnarbeiter in der Schule wird.

Siebentes Thema: Die Wichtigkeit eines hohen Zieles im Leben. — Johann S. Regier. Um es uns recht wichtig zu machen, wollen wir ein Leben ohne Ziel ein wenig betrachten. Solche Beispiele haben wir ja viele. Es ist wie ein Schiff ohne Kompaß und Steuer auf hoher See, dasselbe ist in großer Gefahr, und so ist auch ein Leben ohne Ziel. Um erfolgreich zu sein, müssen wir ein Ziel im Irdischen und auch im Göttlichen haben. Und dieses Ziel kann sich ein jeder selbst stecken. Das beste Ziel finden wir in Phil. 3, 14 beschrieben. Lasset uns unsere Wissenschaft in den Dienst des Herrn stellen und seine Ehre suchen, der Menschheit und uns selbst zu nutzen. Es stellen sich dann auch Gefahren entgegen, aber lasset uns wacker sein und es mit unserm Lebenswandel beweisen, was für ein Ziel wir uns gesteckt haben.

Bericht des Beschlußkomitees: 1. Beschlossen, dem l. Vater im Himmel zu danken für die schönen Vorrechte die wir haben, darin, daß er, der Lehrer aller Lehrer, es uns hat wichtig werden lassen, um für die Erziehung unserer l. Jugend mehr zu thun.

2. Der Gemeinde hierselbst zu danken für die Benutzung des Bethauses.

3. Dem Prediger und Lehrer Balzer zu danken für den höchst interessanten und lehrreichen Vortrag und für seine Teilnahme an der Konferenz.

4. Der Versammlung zu danken für Beteiligung und Aufmerksamkeit.

5. Den Chören zu danken für die aufmunternde Gesänge, die sie zu dieser Gelegenheit eingeübt und vorgetragen, welches ja gewiß auch mit Mühe und Arbeit verbunden war.

Beschlossen, die nächste Konferenz bei Jansen, Neb., abzuhalten.

Ergebnis der Wahl wie folgt:

H. H. Wiebe, Vorsitzer.
J. J. Peters, stellvertretender Vorsitzer.
J. Z. Wiebe, Schreiber.
J. C. Wall, korrespondierender Schreiber.
Jacob Epp, Schatzmeister.

Programmkomitee { D. T. Thiessen. Cor. J. Kliewer. J. W. Fast.

Werbekomitee { Hein. C. Thiessen. Emma Steckelberg. Johann Boehr.

Beschlossen den Bericht des Schatzmeisters zu veröffentlichen.

Schlußgesang vom Chor und Gebet von Ger. Wiens.

Johann Abrahams, Vorsitzer.
J. J. Peters, Schreiber.

Mission.

Der dritte jährliche Bericht der American Mennonite Mission.

(Schluß.)

Auch die blinden Knaben haben gute Fortschritte im Lesen gemacht. Einer der größern Knaben wurde angestellt, sie zu unterrichten. Er nimmt großes Interesse an seiner kleinen Klasse. Es giebt sehr viele Blinden in Indien. Die meisten von ihnen sind Bettler. Auch die Arbeit mit den Taubstummen ist recht interessant. Auch sie erhalten täglichen Unterricht. Anfänglich unterrichtete Bruder Burkhard sie, jetzt hat er die Arbeit einem unserer Knaben übergeben. Anfänglich hatte dieser mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, jetzt geht es ihm aber schon besser. Die Schüler machen gute Fortschritte.

Unsere englische Schule wird von 45 Knaben aus der Stadt Dhamtari besucht, die nicht Christen sind und Schulgeld bezahlen. In dieser Arbeit hat es manche Schwierigkeiten und Entmutigungen gegeben, wir hoffen aber, daß es zukünftig besser gehen wird. Bruder Detweiler unterrichtet gegenwärtig eine Klasse in dieser Schule. Es ist eine gute Uebung für ihn in der Hindi Sprache. Beide Schulen, die Englische sowie die Hindi, werden mit Bibellesen und Gebet eröffnet.

Die Industrie-Abteilung unserer Mission hat ihre Prüfungszeit bereits überstanden. Die Kinder, beide Knaben und Mädchen, sind in zwei Abteilungen geteilt. Die eine Abteilung geht morgens in die Schule, die andere nachmittags. Nach diesem Plane arbeitet sich's sehr gut. In dieser Weise brauchen wir nur halb so viele Lehrer wie wir andernfalls haben müßten. Natürlich wird dieser Zweig der Mission noch nur sehr im kleinen betrieben. Es fehlt uns notwendig jemand, der seine ganze Zeit der Sache widmen könnte. Es fehlt ein großes Gebäude, in welchem alle Arbeiten unter der Aufsicht eines allgemeinen Aufsehers verrichtet werden könnten. Da wir in letzter Zeit aber alle Mittel, die uns zur Verfügung standen, für die neue Station verwanden, so mußten die Bau-Arbeiten auf Sunderganj vorläufig eingestellt werden. Einen kleinen Fortschritt haben wir aber doch zu verzeichnen. Die Mädchen machen ihre eigene Kleider, flicken, kochen, waschen ihre Wäsche und arbeiten im Garten. Vier Mädchen mahlen Mehl zu Brot. Sie waschen den Weizen, trocknen ihn in der Sonne und mahlen ihn dann zwischen zwei Steinen, genau so wie es zu Christi Zeit gethan wurde. Wenn die Mädchen erst auf ihrer neuen Station sein werden, hoffen wir, daß noch andere Fächer aufgenommen werden können, als Weben, Butter- und Oelmachen und andere indische Industrien.

Die Schneiderjungen machen fast alle Kleider für die Knaben. Die Weberjungen können noch immer nicht so viel Material verfertigen wie auf der Station verlangt wird, doch sind auch in dieser Abteilung Fortschritte zu bemerken. Eine neue Maschine zur Verfertigung von Strick ist im Gange, welche weit bessere Arbeit thut, als mit der Hand gethan werden kann. Die Jungens in der Schmiede fabrizieren große Nägel und Bolzen, die bei der Aufführung der neuen Gebäude verwendet werden, und die Gärtner liefern viel von dem Gemüse, daß den Missionaren und Kindern als Speise dient. Die Knaben waschen ihre eigene Wäsche.

Das Hospital steht jetzt unter Leitung von Br. Lapp. Er hat einen Assistenten, der den medizinischen Kursus auf der Agra Medical School beendigt hat. Ein gottgeweihter Arzt könnte sich hier sehr nützlich machen. Trotz der vielen Entmutigungen ist die Hospitalarbeit in diesem Jahr mehr zufriedenstellend ausgefallen als jemals vorher, seit Dr. Page uns verließ.

Bruder Lapp sagt unter anderem: „Mantura, die sehr krank und dem Tode nahe war, wurde geheilt bald nachdem sie gläubig wurde, und ist jetzt eine glückliche Christin. Aehnliche Fälle könnte ich noch mehrere anführen. Diese Arbeit hat also auch ihre Lichtseiten. Wir glauben, daß auf diese Art die Herzen der Leute am leichtesten zu erreichen sind. Ueber neunzehnhundert Patienten sind während des ganzen Jahres behandelt worden. Wir beten täglich um einen Missionar mit medizinischen Kenntnissen."

Unsere Gemeinde ist noch immer sehr primitiv in mancher Hinsicht, denn sie ist eigentlich erst im Entstehen begriffen. Es sind etwa 225 Abendmahlgenossen, die Aussätzigen nicht miteingezählt. Viele von diesen Christen haben natürlich noch nur wenige der wahren Grundsätze des Christentums erfaßt und müssen noch lernen ihre Erkenntnis im praktischen Leben zu verwenden.

Predigten im Freien werden gehalten, so oft solches möglich ist. Zuhörer finden sich immer viele ein.

Rudri ist der Name des Dorfes, in welchem die neue Station gegründet wird, auf dem Stück Land von 50 Acres, welches im Juni 1902 gekauft wurde. Schon lange hatten wir gefühlt, daß es notwendig sei, die Mädchen und Knaben auf verschiedenen Plätzen unterzubringen. Nach vielen Hin- und Herfragen und Forschen wurde dieser Platz, vier Meilen südöstlich von Sunderganj gewählt als ein passender Ort. Das Land war zu haben auf eine Bedingung: nämlich, daß es bar ausgezahlt werde. Wir hatten zu dieser Zeit nur wenig Geld an Hand, das zu diesem Zwecke verwendet werden durfte; auch standen uns keine Mittel zu diesem Zwecke in Aussicht. Wir konnten also nur beten für die Sache. Bald nachdem die Bedingungen festgestellt waren, erhielten wir drei Sendungen von Geld, welche sich alle zusammen auf $1,300 beliefen. Zwei von diesen waren für die Mädchenstation bestimmt, die dritte sollte, wenn möglich, zu einem permanenten Zwecke verwendet werden, nicht für Kleider und Nahrung. Sollten wir zweifeln, wozu dieses Geld geschickt worden war? Die Missionare waren überzeugt davon, daß die Hand des Herrn in der Sache sei, das Stück Land wurde gekauft und ist nun Eigentum der Mission.

Es wurde sofort mit dem Bauen angefangen, es muß aber noch manches gethan werden, ehe die Mädchen ihr neues Heim beziehen können. Bruder und Schwester Lapp gedenken in dem Gebäude der Mädchen vorläufig ihr Hauptquartier zu haben. In der heißesten Jahreszeit werden sie es dort kaum aushalten können, wir hoffen jedoch, daß vor der Zeit noch Mittel angelangen werden, die es ermöglichen, eine bessere Wohnung für sie einzurichten.

Das Eigentum des Aussätzigen Asyls ist der Mission für Aussätzige in Indien und im Osten übergeben worden, eine Organisation, die ihren Hauptsitz in Dublin hat und die ihre Unterstützung meistens von den britischen Inseln erhält. Sie haben nicht ihre eigenen Missionare, aber sie sorgen für die Mittel zur Unterhaltung der Aussätzigen und deren Kinder, auch wenn sie rein sind, und lassen diese Mittel durch Missionare, die schon auf den Feldern sind, unter den Aussätzigen verteilen. Die mennonitische Mission hat die direkte Verwaltung des Asyls. Es sind gegenwärtig 160 Aussätzige in diesem Asyl. Alle werden im Worte Gottes unterrichtet und alle erhalten medizinische Behandlung, wenn notwendig. Die Kinder, die von der Krankheit noch nicht befleckt sind, sind in einem separaten Heim untergebracht worden. Sobald Raum da ist, sollen diese Kinder ins Waisenheim gebracht werden. Am 27. Dezember wurden 44 dieser Aussätzigen getauft. Es sind bis jetzt im Ganzen 95 derselben in die Gemeinde aufgenommen worden.

Missionare.

Jahr der Ankunft		
1900	Jacob Burkhard, Sekretär der Mission.	}
1900	Mary Y. Burkhard.	}
1901	M. C. Lapp, Schatzmeister der Mission.	}
1901	Sarah A. Lapp.	}
1902	Irvin R. Detweiler.	
1902	Bertha F. Detweiler.	
1899	J. A. Reßler, Sup't.	

Frauen-Leben.

Schleichend kommt ein Weiblein an der Krücke
Grau das Haar und bebend ihre Hand,
Jeder Strahl entschwunden aus dem Blicke,
Der den Weg' zu aller Herzen fand;
Bleich der Mund, dem wir in schönen Zeiten,
Freudig jedes Wörtchen abgelauscht;
Ach, das Alter nur, und seine Leiden
Hat für Schönheit sie sich eingetauscht.
O, spottet ihrer nicht! habt Mitleid in der Brust!
Der eig'nen Mutter gilt des Spottes herbe Lust.

Jede Falte in dem Angesichte
Zeugt von einer ruhelosen Nacht,
Aengstlich bei dem schwachen Lampenlichte
An des kranken Kindes Bett verbracht.
Wie viel Thränen mußten da erst fließen,
Eh' das Auge ward so hohl', so wund!
Blumen erst auf kleinen Gräbern sprießen,
Bis so welk, so bleich der schöne Mund!
O, spottet ihrer nicht! Das Alter sei euch wert!
Die eig'ne Mutter ist's, die man im Weibe ehrt.

Ach! des Lebens traurig schwere Sorgen,
Haben ihr den Rücken bald gekrümmt,
Denn am Abend ist's der nächste Morgen,
Dessen Sorg' sie willig übernimmt.
Sollten nicht die schwachen Hände beben,
Die des Gatten Auge zugedrückt?
Leiden, Dulden heißt des Weibes Leben,
Zarte Blumen sind so leicht geknickt,
O, spottet ihrer nicht, der Frau, die so ergraut,
Die eig'ne Mutter ist's, die man im Weib erschaut.

Wenn des Lebens marterolle Stunden
Endlich brachen ihren Geist und Leib
Wird ihr wohl der Ehrenkranz gewunden?
Nein, doch nein! sie heißt ein altes Weib.
Männer, die für Seifenblasen stritten
Nennet man so achtungswert und groß,
Frauen, die im Leben lang gelitten, — —
Hohn im Alter ist ihr herbes Los.
Drum spottet nicht der Frau, die alt vorüber schleicht,
Der eig'nen Mutter gilts, wenn einst ihr Haar gebleicht.

Eingesandt von
G. H. A. Schaefer, M. E.
Cleveland, O.

Zeitereignisse.

Roosevelts Raritäten.

Washington, D. C., 14. Juni. — Der Präsident Roosevelt ist jetzt glücklicher Besitzer eines ganzen Raritäten-Kabinetts, bestehend aus Souvenirs der merkwürdigsten Art, die er von seiner westlichen Tour heimbrachte. Manche dieser Souvenirs sind sehr voluminös, so z. B. ein riesiger Armstuhl, aus Elkgeweihen hergestellt. Die Geweihe stammen von einem riesigen Elk im Parke zu Tacoma, Washington, dessen alljährlich abgelegte Kopfzierden man aufbewahrt hatte. Dieselben sind zu einem Stuhl verarbeitet worden, der an Originalität und Gewicht seinesgleichen sucht, indem drei Männer ihn kaum zu heben vermögen. Dann hat der Präsident, ebenfalls aus Tacoma, ein paar indianische „Totem"-Pfähle mitgebracht, die mit den darauf geschnitzten freundlich grinsenden Götzengesichtern eine anheimelnde Zugabe zu den Dekorationen des Weißen Hauses bilden, wo schon ohnedies allerhand Felle, Jagdtrophäen buntester Art, u. s. w., dem Besucher auffallen. Die Pueblo-Indianer Arizonas haben dem Präsidenten eine Sammlung ihrer Töpfereiwaaren verehrt; die Navajos ein ganz besonders buntes Exemplar ihrer berühmten Decken. San Francisco ist mit einem prächtigen aus Gold und Silber hergestellten „Loving Cup" vertreten; Colfax, Cal., mit einem aus Gold- und Silbererzen verfertigten Kästchen; Sacramento hat der Sammlung eine in Silber gefaßte Glaskaraffe nebst einem silbernen Cigarren-Etui eingefügt; ausgestopfte Bergschafe und Hirschköpfe, Fasanen, Eidechsen, und was sonst noch ausgestopft werden kann, sind in zahlreichen Exemplaren vorhanden, desgleichen ungezählte Sättel phantastischer Konstruktion, Zäume aus Leder, aus Roßhaar und anderem Material. In Cheyenne, Wyo., machte man dem Präsidenten ein vollständig gesatteltes Pferd zum Geschenk, welches seinen Stall zieren wird, während die übrigen leblosen Gegenstände im Weißen Hause untergebracht wurden.

Eine ganze Wagenladung wilder Tiere würde dem Präsidenten nach Washington gefolgt sein, wenn er alle, die ihm angeboten wurden, angenommen hätte. Zum großen Leidwesen des jüngeren Nachwuchses der Präsidentenfamilie ist dies indeß nicht geschehen. Die vier lebendigen Bären, welche dem Präsidenten von seinen Verehrern in New Mexico und Washington dargebracht wurden, sind mit Dank abgelehnt worden, desgleichen mehrere Wildkatzen. Ein kleiner Dachs hat indeß seinen Einzug ins Weiße Haus gehalten; Herr Roosevelt erhielt ihn von einem kleinen Mädchen in Sharon Springs, Kas., zum Geschenk und verlieh ihm auf Wunsch der Geberin den Namen „Josiah". Der zahme kleine Kerl hat sich bei den jüngeren Familiengliedern schon eingeschmeichelt und wird in Oyster Bay deren Spielkamerad sein.

Unangenehmes Erlebnis.

Washington, 14. Juni. — Wer in fremden Ländern reist, macht allerhand Erfahrungen. Das ist dem französischen Journalisten Andree Cheradame, Redakteur des Pariser „Eclair", der sich auf einer Studienreise hier befindet, in Virginien passiert. Herr Cheradame hatte beim Präsidenten im Weißen Hause gefrühstückt und machte sich danach auf eine Pilgerfahrt nach Mount Vernon, um der Grabstätte Washingtons seine Ehrfurcht zu erweisen. Er benutzte dazu die elektrische Bahn, welche über Alexandria dahin führt. Der Franzose war nun ganz unschuldigerweise, da ihm die Gesetze Virginiens nicht bekannt, in eine „Jim Crow" Car geraten, wie man die für Neger reservierten Abteilungen bezeichnet, aber die Statuten des alten Dominionstaates verbieten es bei Gefängnisstrafe, daß Schwarze in den für Weiße reservierten Abteilungen fahren, oder umgekehrt. So lange die Fahrt durch den Distrikt Columbia ging, sagte der Kondukteur nichts, als aber virginisches Gebiet erreicht war, forderte der Kondukteur den Passagier zum Verlassen der Abteilung auf. Das Englisch des Herrn Cheradame war nicht besonders gut, und der Kondukteur verstand kein Französisch. Herr Cheradame hatte sein Billet bezahlt und glaubte, der Kondukteur wolle ihn absetzen, das machte ihn sehr indigniert und er widersetzte sich nach Kräften. Der Kondukteur versuchte ihn mit Gewalt in die „Weiße Abteilung" zu bringen, doch gelang ihm das nicht. Bei Ankunft in Alexandria rief der Kondukteur dann einen Polizisten heran, der den Franzosen nach der Polizeistation brachte, natürlich unter heftigen in französischer Sprache und gebrochenem Englisch ausgestoßenen Protesten, welche den Polizisten auch nicht sanfter stimmten, sodaß Herr Cheradame eine ziemlich rauhe Behandlung erfuhr. In der Polizeistation klärte sich die Sache auf, als ein dortiger Polizeireporter die Eintragung im Register sah und die Behörden über die Identität ihres Besuches informierte. Herr Cheradame ward dann freigelassen und trat die Rückreise nach Washington an, allerdings nicht von großen Sympatien für die virginische Rechtspflege erfüllt, aber doch mit einer Bereicherung seiner Studienmappe.

St. Louis, 10. Juni. — Zur Zeit stehen bereits zwei Drittel des Gesamtareals von Ost St. Louis unter Wasser, das durchschnittlich eine Tiefe von zwei, in manchen Niederungen aber eine solche von 15 Fuß hat. Seit gestern abend das Zwielicht eintrat, sind in den zürnenden Fluten 11 Menschenleben zu Grunde gegangen; der Schaden, der dem Eigentum zugefügt worden ist und noch zugefügt werden wird, wagt noch niemand in Ziffern festzustellen. Als am Donnerstag früh die grünen Wasser des Mississippi näher und näher heranzufluten begannen, rief der Bürgermeister Silas Cook alle arbeitsfähigen Männer zum Rettungswerk; Sandsäcke um Sandsäcke wurden von ihnen Ameisen gleich herangeschleppt, um so einen Schutzdamm herzustellen. Aber die unbarmherzige Flut stieg stündlich höher und höher; immer neue Scharen Wackerer gesellten sich zu den bereits im Schweiße ihres Angesichts Arbeitenden, der reiche Bürger mühte sich Ellbogen an Ellbogen mit dem armen Mann, kein Schlaf befiel die Ausdauernden, unermüdlich und Speise und Trank im Fluge nehmend strebten sie nur dem einen Ziele zu, die Ihrigen, die Häuser ihrer Lieben zu retten. Der Sieg ist bei den braven Leuten bisher nur halb gewesen. Dabei kamen, um die Not noch größer zu machen, aus überschwemmten Nachbarorten viele Flüchtige an, die unterzubringen, zu speisen und zu verpflegen waren.

Alle Fabriken von Ost St. Louis stehen still. Rauchlos starren die Schornsteine aus dem Wasser gespenstergleich gen Himmel. Die Bahnhöfe erkennt man daran, daß Eisenbahnzüge halb im Wasser stehen; hie und da ragt eine Lokomotive mit dem Schlot aus den Fluten hervor. Südlich sieht es trostlos aus. Tausende von Häusern, meist den arbeitenden Klassen angehörig, sind völlig von der Flut umgeben. Auch im Norden ist die Ueberschwemmung stark fortgeschritten, wenn auch nicht in dem Maße, wie in den südlichen Bezirken. Das Stadtinnere, also die Geschäftsviertel- und die besseren Wohnhäuser, sind vom Wasser noch frei. Aber schon drückt gegen den 15 Fuß hohen Broadway — ein Straßendamm, der Ost St. Louis in zwei etwa gleiche Hälften teilt, eine 10 Fuß tiefe Wassermasse, und sie hat dort schon mannbreite Löcher gerissen. Sollte dieser Damm nachgeben, so müßte sich die Flut bis zur Missouri Avenue erstrecken. — Hier erhält sich das Gerücht, daß gestern abend sieben Neger, die man in Ost St. Louis beim Plündern traf, niedergeknallt worden sind. Die Leichen sollen von einem Floß ins Wasser geworfen worden sein. Ob die Sache auf Wahrheit beruht, ließ sich bisher nicht feststellen, doch hat man in der Richtung, wo an den Farbigen schnelle Justiz geübt worden sein soll, viel Flintenschüsse gehört. Unter den Ertrunkenen befinden sich ein polnischer Tischler, John Koolisch mit Namen, und dessen drei Kinder im Alter von 5 bis 12 Jahren; sie kamen um, als sie dabei waren, drei Fässer Bier zu bergen, die einem guten Freunde gehörten. Frau Koolisch kam mit dem Leben davon. Sehr ausgezeichnet hat sich eine Companie Marine-Reserve, die gestern von Alton her in einem Kutter herangerudert gekommen war. Ihnen kamen bei den Rettungsarbeiten viele andere Boote zu Hilfe, die der Bundes-Distriktsanwalt Ryer im Auftrage der Regierung im eigentlichen St. Louis requiriert hat. Auch die St. Louis'er Feuerwehr hat thatkräftig eingegriffen; sie stellte ihre Schlauch- und Kohlenwagen in den Samaritendienst.

St. Louis, 14. Juni. — In den verflossenen 24 Stunden ist der Fluß um beinahe einen Fuß gefallen, und man glaubt, daß er in wenigen Tagen auf die Gefahrlinie, das heißt, 30 Fuß, zurückgesunken sein wird.

Deutschland.

London, 14. Juni. — Nach einem Telegramm des „Standard" aus Mombasa wird dem „African Standard" aus Mowanza gemeldet, daß in Deutsch-Ostafrika außerordentliche Goldfunde, die drei Unzen per Tonne ergeben, gemacht worden sind. Von Mombasa aus sei viel Zulauf zu den neuen Goldfeldern; jedes Schiff vom Süden bringe verschiedene transvaalische Goldsucher, die auf der Uganda-Eisenbahn nach dem deutschen Gebiete reisen.

Man wird abzuwarten haben, in welchem Umfange sich die Nachrichten bestätigen. Es ist schon wiederholt von dem Vorhandensein größerer Goldlager in Deutsch-Ostafrika die Rede gewesen; die Sachverständigen haben sich aber bisher über deren Abbauwürdigkeit ziemlich skeptisch geäußert. Daher muß man auch jetzt mit dem Urteil zurückhalten, bis zuverlässige Nachrichten über die Bedeutung der Goldfunde vorliegen.

Serbien.

Belgrad, 14. Juni. — Seitdem die erste Aufregung über die blutigen Ereignisse sich gelegt, ist die Hauptstadt merkwürdig ruhig gewesen. Die Läden sind offen, die Leute sitzen, wie gewöhnlich, in den Cafes, und nichts erinnert an die Vorgänge der letzten Woche, ausgenommen die von den Privathäusern und allen öffentlichen Gebäuden wehenden serbischen Flaggen. Aus dem Umstande, daß die Einwohner ihre Häuser festlich geschmückt haben, darf man jedoch

keinen Rückschluß auf ihre Gesinnung ziehen, denn in diesem Winkel der Welt geschehen solche Demonstrationen auf höheren Befehl, den zu mißachten nicht ratsam ist. Das Militär hält immer noch die öffentlichen Gebäude besetzt, und der Palast ist mit Wachen umstellt. Auch erhält die Garnison fortwährend Verstärkung, ohne Zweifel im Hinblick auf den morgen erfolgenden Zusammentritt der Skuptschina. Daß die Verhandlungen dem Programm gemäß mit der Erwählung des Fürsten Peter enden werden, ist die allgemeine Annahme. Es wird vorausgesetzt, daß der Fürst am Mittwochmorgen hier eintreffen wird. Sein Schwager, Nascha Nenadowitsch, ein Verwandter des jetzigen Premiers Avakumowitsch, ist in aller Stille bei diesem zum Besuch eingetroffen. Sämtliche Belgrader Zeitungen, die ohne Ausnahme von der Regierung kontrolliert werden, erklären sich entschieden für Peter Karageorgewitsch. Es wäre ein großer Irrtum, wollte man annehmen, daß die gegenwärtige Regierung keine Gegner habe, aber sie und die Armee sind durch das Verbrechen vom 11. Juni so eng mit einander verknüpft und so sehr auf einander angewiesen, daß sie zusammen stehen und fallen müssen, und da die Armee— in diesem Falle natürlich die Offiziere— die Gewalt in Händen hat, so ist die Opposition nicht in der Lage, das Haupt zu erheben. Sollten aber, was nicht unmöglich ist, unter den an der Verschwörung beteiligten Offizieren ernste Meinungsverschiedenheiten auftauchen, so daß die Opposition in der Armee einen Stützpunkt zu finden vermöchte, dann dürfte sich zeigen, daß die Verschworenen, Minister wie Offiziere, keineswegs das gesamte serbische Volk repräsentieren.

Belgrad, 14. Juni. — Heute abend um elf Uhr herrschte in der Hauptstadt wie überhaupt in ganz Serbien vollständige Ruhe. Das Militär ist von den öffentlichen Gebäuden zurückgezogen worden, und nur vor dem königlichen Palast stehen ein paar Schildwachen.

Amsterdam, 10. Juni. — Es heißt, daß Königin Wilhelmina von Holland schon seit einiger Zeit an allgemeiner Schwäche leide und daß die Aerzte fürchten, die zu Tage tretenden Symptome seien tuberkulöser oder schwindsüchtiger Natur. Es ist ihr eine Reise nach Madeira oder nach Kairo, Aegypten, und ein Aufenthalt von einem Jahre daselbst empfohlen worden.

Washington, D. C., 10. Juni. — Die Untersuchung der Postskandale scheint sich derartig auszubreiten, daß das Ende derselben noch gar nicht abzusehen ist. Hilfs-Generalpostmeister Bristow erklärte heute, es sei keine Aussicht vorhanden, daß die Untersuchung mit Ablauf des gegenwärtigen Monats, wie man ursprünglich geglaubt habe, ihr Ende nehmen werde. Wenn man bis Ende August damit aufräume, so könne man sich freuen; wahrscheinlich sei es aber, daß es noch länger dauern werde, bis die Reinigung vollkommen sei.

Bristow hat seit Monaten nichts weiter gethan, als seine ganze Zeit auf die Untersuchung verwendet, seine sonstigen Amtsangelegenheiten als vierter Hilfs-Generalpostmeister sind von anderen Beamten übernommen worden. Vierundzwanzig Postinspektoren haben seit März ununterbrochen an der Herbeischaffung von Beweismaterial gearbeitet, und man ist noch nicht annähernd mit der einen Landpostabteilung im Reinen; fast täglich ergeben sich neue Anhaltspunkte, welchen gründlich nachgeforscht werden muß; es tauchen frische Verdachtsmomente auf, die auf krumme Praktiken seitens dieses oder jenes Beamten deuten und klargestellt werden müssen. Dieses Aufwühlen der Geschäfte eines großen Regierungs-Departements von Grund auf, ist eine enorme Arbeit.

Serbien.

Belgrad, 12. Juni. — Die Ermordung des Königs und der Königin, der zwei Brüder der letzteren, des Premiers, des Kriegsministers und seines Vorgängers durch eine Bande von Offizieren und die Proklamierung des Fürsten Peter Karageorgewitsch als König von Serbien ist allem Anschein nach von der Hauptstadt und dem Lande ohne Widerspruch gebilligt worden. Man nimmt allgemein an, daß die am Montag zusammentretende Skuptschina die Proklamation des Prinzen Peter zum König bestätigen und die veränderte Lage ordnen wird. Das einzige neue Element in der Situation ist eine unter den gebildeten Klassen um sich greifende Stimmung zu Gunsten der Abschaffung der Monarchie und Errichtung einer Republik, mit welcher mindestens ein Mitglied der provisorischen Regierung sympathisiert. Meinungsverschiedenheiten über diesen Punkt traten in der heutigen Kabinettssitzung zu Tage, als der neue Minister des Auswärtigen, Ljaonir Kaliewitsch, sich zu Gunsten einer republikanischen Regierungsform erklärte. Die Mehrheit der Minister jedoch sprach sich zu Gunsten der Erhebung des Prinzen Peter zum König aus. Was ihrer Erklärung besondere Stärke verlieh, war das unwiderlegliche Argument, daß weder Oesterreich noch Rußland die Errichtung einer Republik dulden werde. Zu dieser Auffassung bekennen sich alle Politiker.

Die Regierung beansprucht die ganze Hinterlassenschaft des ermordeten Monarchen. Ob er Vermögen hinterließ, weiß man zwar nicht gewiß, aber es wird vermutet, daß er sich ein beträchtliches Vermögen ersparte, da er in den letzten Jahren sehr haushälterisch lebte. Wie es heißt, wurde der größte Teil seiner Gelder in England deponiert, aber es ist die Frage, ob diese Kapitalien der serbischen Regierung ausgeliefert werden. Hier ist man der Ansicht, daß alles, auch des Königs Kapitalanlagen im Auslande, dem serbischen Staate gehört. Möglicherweise mag auch die Ex-Königin Natalie die Erbschaft beanspruchen. Die Königin Draga bezog monatlich 30,000 Gulden, und sie hatte sich viel Geld erspart, das jetzt ihren drei Schwestern zufällt.

Die folgende Schilderung der Revolution stammt von Männern, die daran beteiligt waren:

Nachdem 90 Offiziere den Plan zu der Revolte entworfen hatten, darunter Delegierte fast jeder Garnison sowie eine Mehrzahl der Offiziere des sechsten Regiments, lud Oberst Mitschitsch seine Kameraden am Mittwochabend um 11 Uhr ein, sich in dem Kalimagden-Garten zu versammeln, und dort war es, wo die sofortige Ausführung des Komplotts verabredet wurde. Um 1 Uhr 40 Minuten morgens begaben die Offiziere sich in acht Gruppen nach dem Konak, dem königlichen Palaste. Jeder hatte sein Stichwort und seinen besonderen Auftrag. Im Konak selbst hatten die Verschworenen zwei wichtige Anhänger in der Leibgarde des Königs, nämlich Oberst Maschin, Vetter (nicht Schwager, wie es zuerst hieß) der Königin Draga und Leutnant Naumowitsch, persönliche Adjutanten des Königs. Zwei Offiziere der Kriegshochschule erschienen zur festgesetzten Stunde, 2 Uhr morgens, vor der Pforte des Konaks, wo der Flügeladjutant Panajotowitsch, einer der Verschworenen, ihnen den Schlüssel zu der stets verschlossen gehaltenen Gartenthür überreichte. Einer der beiden Offiziere trat auf die vor dem Konak stehende Wache zu mit dem Befehl: „Nieder mit den Waffen!" Es entspann sich ein Kampf, wobei auf beiden Seiten Schüsse fielen und mehrere Personen verwundet wurden.

Die Revolutionäre betraten demnächst, ohne Widerstand zu finden, den vorderen Teil des Gartens und erreichten den Schloßhof, wo Leutnant Naumowitsch sie erwartete. Er öffnete die verschlossene eiserne Thür, die zu dem Vorderzimmer im ersten Stock führt. Hieraus ging hervor, daß der Konak sorgfältig verschlossen worden war und daß man auf Schlimmes gefaßt war. Rasch nach oben eilend, lenkten die Verschworenen die Aufmerksamkeit der Dienerschaft und des Königspaares durch Revolverschüsse auf sich. Leutnant Petrowitsch, der durch den ungewohnten Lärm alarmiert worden war, stürzte vorwärts, einen Revolver in der einen, seinen Degen in der anderen Hand.

„Was wollt Ihr?" — rief er.

„Zeige uns, wo der König und die Königin sind!"—lautete die Antwort.

„Zurück!" rief Petrowitsch, und im nämlichen Augenblick streckte ihn eine Kugel zu Boden. Jetzt drangen die Verschworenen weiter vorwärts, als plötzlich das elektrische Licht erlosch. Ringsum herrschte Finsternis. In der großten Aufregung und sich an den Wänden entlang tastend, gelang es den Revolutionären, die Treppe hinauf und in das Vorzimmer des königlichen Gemaches zu gelangen. Hier fanden sie Kerzen, die sie sofort anzündeten, und dieser Umstand kam ihnen zu Hilfe. Denn ohne Licht hätten sie ihre Opfer nicht entdecken können, die aus ihrem Schlafgemach durch Korridore und viele Zimmer flohen und vielleicht hätten entkommen können. Aber mit den brennenden Kerzen begannen die Offiziere jetzt nach dem Königspaar zu suchen. In atemloser Hast eilten sie durch die Zimmer, öffneten Schränke und schluge Gardinen zur Seite — aber alles vergeblich. In dem Vorzimmer, welches mit dem vom alten nach dem neuen Konak führenden Koridor in Verbindung steht, lag ein Gensdarmerie-Sergeant im Schlafe. Geweckt, trat er den Offizieren entgegen, die ihn sofort niederschlugen. Endlich wurde ein Diener der Königin Draga gefunden. Er verwundete den Hauptmann Dimitriwitsch schwer, man schonte ihn aber, weil man seiner bedurfte, um das fliehende Königspaar zu finden. Es war dieser Diener, der den Offizieren zeigte, wohin der König und die Königin geflohen waren, um sich zu verstecken. Nachdem er dies verraten hatte, erschoß man ihn. Der Oberst Maschin schloß sich jetzt den anderen Offizieren an und führte sie zurück in das Schlafgemach, wo der Adjutant des Königs sich ihnen entgegenstellte. Er erschoß den Leutnant Naumowitsch, wurde darauf aber selbst getötet. Nach langem Suchen entdeckten die Verschworenen eine kleine Thür, die zu einer Alkove führte, aber sie war verschlossen. Man zertrümmerte sie mit einer Axt, und hier war es, wo das

Königspaar in Nachtgewändern gefunden wurde. Die älteren Offiziere versuchten zuerst den König zur Abdankung zu zwingen, allein die jüngeren Offiziere wollten sich nicht zurückhalten lassen, sondern schossen auf den König und die Königin.

Niemand weiß, wer den ersten Schuß that, aber es heißt allgemein, daß es der Leutnant Kistitsch war. Nach geschehener Mordthat fand man die Leiche des Königs ganz mit Blut bedeckt, während die der Königin von Kugeln zerrissen war. Die Angabe, daß die Leichen aus dem Fenster in den Garten geworfen wurden, ist unwahr. Die jüngeren Offiziere wollten es thun, aber Maschin verhinderte es, indem er ausrief: „Das wäre barbarisch!" Alle Bedienten, mit Ausnahme des Dieners der Königin, waren bei den ersten Schüssen davongelaufen. Um 12 Minuten nach 2 Uhr war alles vorüber. Der Oberst Maschin kam aus dem Konak heraus, um den sich eine große Menschenmenge angesammelt hatte, und hielt eine Ansprache, in der er sagte:

„Wir haben jetzt die Dynastie der Obrenowitsch vernichtet und wir sind das schlechte Frauenzimmer los, welches der böse Geist des Königs war. Es lebe Serbien!"

Das Volk antwortete mit dem Rufe: „Es lebe die Armee!"

Belgrad, 12. Juni. — Allen amtlichen und privaten Berichten zufolge herrscht bis jetzt im ganzen Lande Ruhe.

Belgrad, 12. Juni. — Die Leichen des ermordeten Königs Alexander und der Königin Draga wurden in der verflossenen Nacht in der Familiengruft der Obrenowitsch auf dem St. Markus-Kirchhofe beigesetzt. Die Ueberführung der Leichen ging in aller Stille und im Geheimen vor sich.

Die Stadt ist reich mit Flaggen geschmückt.

Alle Offiziere entfernten den Namenszug Alexanders von den Mützen und Helmen.

Belgrad, 12. Juni. — Der Premierminister Avakumowitsch erklärte, daß die provisorische Regierung sich nur gebildet habe, um den Ausbruch der Anarchie im Lande zu verhüten. Sobald die Wahl des Königs vollzogen sei, werde das Kabinett zurücktreten und dem Könige die Wahl seiner Ratgeber überlassen.

Belgrad, 11. Juni. — Der König Alexander und die Königin Draga wurden während der Nacht im Königlichen Palast erschossen.

Der Meuchelmord wurde vom Militär verübt.

Außer dem Könige und der Königin wurde der Premierminister Markowitsch, der Generaladjutant Petrowitsch und der frühere Kriegsminister Pawlowitsch erschossen.

Belgrad, 11. Juni. — Gestern abend brach hier eine Militärrevolution aus. Die Truppen revoltierten unter der Leitung des Majors Angikowitsch, umzingelten den Palast und ermordeten den König Alexander, die Königin Draga, der letzteren Schwester und Bruder Nikodem, den Premier Markowitsch, die Minister Petrowitsch und Tudorowitsch, den General Pawlowitsch und eine Anzahl Leute der Palastwache.

Der Prinz Karageorgewitsch wurde als König ausgerufen.

Mexiko.

Mexiko, 12. Juni. — Depeschen aus Acapulco melden fortgesetzt schreckliche Erdbeben. Namentlich wird auch über gewaltige Seebeben berichtet, die am 10. Juni zu gleicher Zeit mit den Erschütterungen in Tulancingo und Mescala wahrgenommen wurden.

China.

Washington, D. C., 10. Juni. — Das Staats-Departement hat folgende Depesche vom Generalkonsul McWade in Kanton, China: „Ein Amerikaner wurde auf der Reise von Kanton nach Heng-Hen von chinesischen Seeräubern entführt; diese fordern $9000 Lösegeld. Der Vizekönig ist angerufen worden."

Frankreich.

Marseille, 10. Juni. — Nach den letzten Nachrichten beträgt die Zahl der Ertrunkenen beim berichteten Untergang des Exkursionsdampfers „Liban", nach dem Zusammenstoß mit dem Dampfer „Insulaire", nicht weniger als 187, obwohl erst 33 Leichen geborgen sind. Es werden sehr schwere Beschuldigungen gegen die Kapitäne und Offiziere der beiden Dampfer laut.

Die Rassenfrage.

New York, 9. Juni. — Gelegentlich des Banketts der American Book Sellers Association hielt Rev. Thomas Dixon eine Ansprache, in welcher er ausführte, daß zwischen der weißen und der farbigen Rasse ein physischer Unterschied herrsche, welcher deren harmonisches Zusammenleben für immer verhindere. „In fünfzig Jahren," sagte er, „werden wir in diesem Lande 60,000,000 Farbige haben und die Rassenfrage kann nur dadurch gelöst werden, daß wir entweder den Neger auf unsere Stufe heben oder auf seine Stufe hinabsenken, oder ihn vertreiben."

Marktbericht.

Viehmarkt, Chicago.

Rindvieh. Die heutige Zufuhr betrug 700. Die Preise stellten sich wie folgt: Stockers und Feeders, $2.90—4.85; Stiere, $4.20—5.25; Kühe, $2.50—4.25; Heifers, $2.75—4.90; Kälber, 4.00—7.00; Bullen, $2.50—4.25.

Schweine. Die heutige Zufuhr betrug 15,000. Die Preise stellten sich wie folgt: Leichte Sorte, $5.80—6.15; Mittlere Sorte, $5.85-6.25; Schwere Sorte, $5.90—6.35.

Schafe. Die heutige Zufuhr betrug 2000. Die Preise stellten sich wie folgt: Schafe, $3.35—5.50; Lämmer, $4.00—6.75.

Omaha, Nebr., 13. Juni.

Rindvieh. Zufuhr 2000. Markt stetig. Native Stiere, $4.30—$5.30; Kühe und Heifers, $3.50—$4 75; Canners, $2.25—$3.25; Stockers und Feeders, $3.00—$4.90; Kälber, $3.50—$6.50; Bullen, $2.75—$4.25.

Schweine. Zufuhr 9000. Markt 5c höher. Schwere, $6.10—$6.20; gemischte, $6.02½—$6.07½; leichte, $5.95—$6.10; Ferkel $5.00—$5.85; Durchschnittsverkäufe $6.02½—$6.10.

Schafe. Keine Zufuhr. Markt stetig. Fette Jährlinge, $5.00—$5.70; Widder, $4.70—$5.30; Ewes, $3.75—$4.60; gewöhnliche und Stockers, $2.50—$4.00; Lämmer, $5.75—$7.25.

Getreidemärkte.

New York, 13. Juni.

Weizen — No. 2 rot, 84c.
Korn — 57c.
Hafer—41½c.
Baumwolle—Middling, Hochland, 12.35; Middling, Golf, $12.60.

Duluth, 13. Juni.

Weizen — No. 2 rot, 78 1/8c.
Hafer — 36½—37c.
Roggen — 50c.

St. Louis, 13. Juni.

Weizen — No. 2 rot, 76½c.
Korn — No. 2 gemischt, 53c.
Hafer — No. 2 gemischt, 45c.
Roggen — 53c.

Cincinnati, 13. Juni.

Weizen — No. 2 rot, 79—80c.
Korn — No. 2 gemischt, 51—51½c.
Hafer — No. 2 gemischt, 33—33½c.
Roggen — 58c.

Milwaukee, 13. Juni.

Weizen — No. 2 nördl., 83—84c.
Korn — 48½c.
Hafer — 39—39½c.
Roggen — 53½c.

Kansas City, 13. Juni.

Weizen— No. 2 nördl., 65 5/8c.
Korn — 44½c.

Minneapolis, 13. Juni.

Mehl. — No. 1 Patent-Mehl, $4.20—4.30; No. 2, $4.05—4.15; No. 1 „Clears", $3.10—3.20; No. 2, $2.30—2.40.

Für $16.00 eine Reise von Chicago nach St. Paul und Minneapolis und retour.

Ueber die Chicago & Northwestern Eisenbahn. $20.00 nach Duluth und Superior und retour. Tickets giltig bis zum 1. Oktober. Züge von Chicago während des Sommers täglich. Vier Schnellzüge verlassen Chicago 3:00 A. M., 9:00 A. M., 6:30 P. M. und 10:00 P. M. Luxuriöse Ausstattung, Bedienung im Speisesaal die beste. Um nähere Information wende man sich an den nächsten Agenten oder schreibe an

H. A. Waggener,
22 Fifth Ave., Chicago, Ill.

Gutes Land.
Leichte Zahlungen.

In keinem Teile Norddakotas hat der Landsucher bessere Gelegenheit gutes Land für Ackerbau und Viehzucht zu verhältnismäßig billigeren Preisen und leichteren Bedingungen zu erwerben, als in dieser Umgegend $5 bis $15 per Acre, zahlbar in 5 bis 10 Jahren. Darunter sind gut eingerichtete Farmen, mit guten Gebäulichkeiten. Auch Heimstätten sind noch zu haben. Landsucher sollten sich, ehe sie sich wo anders binden, erst diese Gegend in Augenschein nehmen. Wer 160 Acre kauft, erhält sein Reisegeld zurückerstattet.

Man wende sich persönlich oder brieflich an

BUCHMILLER & WALDNER,
Bowdon, N. D.

Ein Mittel für Fallsucht.

Aus tiefem Mitgefühl mit allen, die an der Fallsucht leiden, möchten wir folgende Information erteilen:

Unser Sohn litt an dieser schrecklichen Krankheit seit seiner Kindheit und hatte täglich Anfälle, oft bis acht und zehn an einem Tage. Keine Medizin und kein Doktor konnten ihm helfen. Wir gaben die Hoffnung auf ein Gesundwerden auf. Je mehr Medizin er einnahm, desto schlimmer wurde er. Da vor etwa zwei Jahren, hörten wir von einem Arzt, der nach 30jährigem Suchen, endlich ein Mittel gefunden haben sollte. Hoffnungslos, wie unser Fall sonst war, entschlossen wir uns doch, diesen Arzt zu versuchen. Einer unserer Prediger an jenem Orte, der mit diesem Arzte persönlich bekannt war, schrieb uns, wie derselbe schon vielen Leuten geholfen habe, die 30 bis 40 Jahre an dieser Krankheit gelitten hätten. Wir ließen unsern Jungen von diesem Arzt behandeln und merkten sofort, daß eine Veränderung eingetreten sei. In den ersten fünf Wochen hatte er nur einen Anfall in der Woche, dann folgten Wochen, in welchen er keinen hatte. Die letzten zwei Anfälle hatte er vor zwei Jahren, und auch sonst ist sein Gesundheitszustand weit besser als früher. Gott sei Dank! Weitere Auskunft erteilen wir gerne einem jeden, der darum anhält.

Rev. E. R. Irmscher,
643 Olive Str., St. Paul, Minn.

„Hot Springs" übertroffen.

Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute so nahe liegt? Herr Wm. Koestlin in Palestine, Texas, giebt die beste Illustration zu Obigem in einem Brief an Dr. Peter Fahrney, Chicago, Ill. Herr Koestlin schreibt: „Ich fühle mich gedrungen Ihnen meinen Dank nachträglich und in mehr ausführlicher Weise zu schreiben. Ihre geehrte Medizin hat meine Frau von Blutvergiftung, Hautentzündung und geschwollenen Gelenken gründlich geheilt. Meine Frau war von Doktoren in Hot Springs aufgegeben, welche sagten: ‚Wir können Ihnen nicht mehr helfen.' Ich wurde in Ihrem Krankenboten auf Ihren Blutbeleber aufmerksam gemacht. Ich thue nun mein Bestes Ihre Medizinen bei meinen Bekannten und Verwandten zu empfehlen."

Spezielle Fahrpreise für den Sommer.

Via der Chicago & Northwestern Eisenbahn. Wer eine Reise nach St. Paul, Minneapolis, Duluth, Ashland, Waukesha, Devils Lake, Gogebic, Lake Geneva, Maddison, Marquette, Lake Mills, Green Lake, Lake Minnetonka, und anderen summer resorts in Wisconsin, im nördlichen Michigan und Minnesota, Yellow Stone National Park, Oregon, Washington oder Alaska zu machen gedenkt, der sollte sich Pamphlete von uns bestellen, die diese Gegenden beschreiben und Winke für Reisende enthalten. Man schreibe an

W. B Kniskern, P. T. M.,
22 Fifth Ave., Chicago, Ill.

Abriß der Geschichte der Mennoniten.

Bearbeitet von

C. H. Wedel, Professor an Bethel College.

In drei Bänden.

Erster Band. Die Geschichte ihrer Vorfahren bis zum Beginn des Täufertums von der apostolischen Zeit an bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts.
Gebunden.........................65 Cents.

Zweiter Band. Die Geschichte des Täufertums im 16. Jahrhundert.
Gebunden.........................75 Cents.

Dritter Band. Die Geschichte der niederländischen, preußischen und russischen Mennoniten.
Gebunden.........................85 Cents.

Alle drei zusammen...............$2.25.

MENNONITE PUBLISHING CO., Elkhart, Ind.

Wir haben 30 Jahre lang direkt an Farmer verkauft.

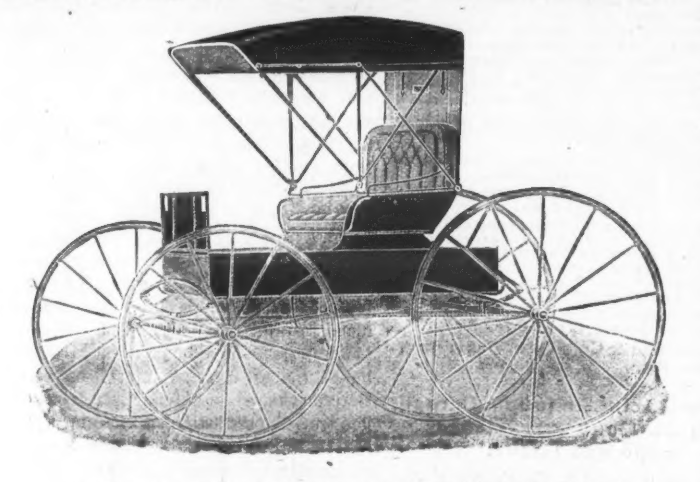
Wir sind die größten Fabrikanten von Fuhrwerken und Pferdegeschirren in der Welt, verkaufen ausschließlich an Konsumenten und haben unser Geschäft nun schon 30 Jahre lang in dieser Weise geführt. Wir haben nirgends Agenten, sondern schicken unsere Ware auf Probe an irgend eine Adresse, so daß der Käufer nichts verliert, im Falle die Ware nicht zufriedenstellend ist.

Diese Anzeige enthält nur ein paar unserer vielen verschiedenen Muster. Wir fabrizieren 195 verschiedene Arten von Fuhrwerken und 65 Arten von Geschirren. Unser 224seitiger Katalog zeigt unser ganzes Warenlager an. Wir schicken diesen Katalog frei auf Anfrage. Man bestelle ihn per Postkarte.

ELKHART CARRIAGE & HARNESS MANUFACTURING CO., Elkhart, Ind.

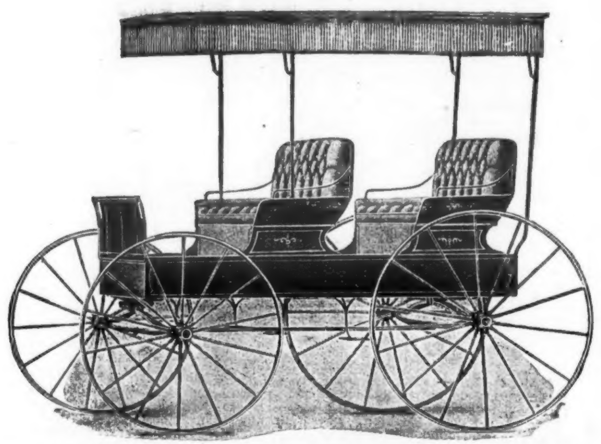
No. 337—Extension Top Carriage mit drei Federn.

Preis, vollständig mit Deich'el (pole or shafts) C. O. D. .... $70.00.
Preis, bar mit der Bestellung .... 68.50.



No. 644—Rubber Top Buggy mit ⅞ Zoll Kelley Rubber Tires.

Preis, C. O. D. mit Deichseln .... $54.00.
Preis, bar mit der Bestellung .... 52.50.
Extra für Leather Quarter Top .... 1.50.



No. 803—Canopy Top Duplex Spring Wagen, vollständig mit Vorhänge und Schutzdecke versehen.

Preis, C. O. D. mit einer oder zwei Teichseln .... $55.00.
Preis, bar mit der Bestellung .... $53.50.



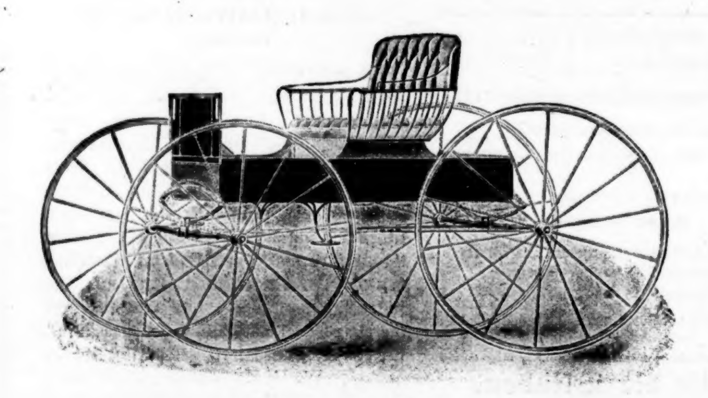
No. 645—Spezielles Top Buggy mit Verzierungen.

Preis, C. O. D. mit Deichseln .... $42.00.
Preis, bar mit Bestellung .... 41.00.
Extra für ⅞ Zoll Kelley Rubber Tires .... 15.00.



No. 544—Leather Quarter Top Stanhope.

Preis C. O. D. mit Deichseln .... $60.00.
Preis, bar mit der Bestellung .... 58.50.
Für ⅞ Zoll Kelly Rubber Tires .... 15.00.



No. 726—Offensitziger Fahrwagen mit Whipcord Trimmings.

Preis, C. O. D. mit Deichseln .... $38.00.
Preis, bar mit Bestellung .... 37.00.
Extra ¾ Zoll Kelly Rubber Tires .... 13.00.

Die Elkhart Carriage & Harness Mfg. Co. ist uns sehr wohl bekannt und wir zögern nicht im mindesten, die Firma und ihre Ware unsern Lesern zu empfehlen. Die Firma hat ihren Sitz in Elkhart und fabriziert ihre Fuhrwerke und Pferdegeschirre hier schon seit 30 Jahren.

Sie laufen keine Gefahr, wenn Sie bei diesen Leuten Sachen bestellen, und wenn Sie das Geld im voraus schicken. **THE MENNONITE PUBLISHING CO.**